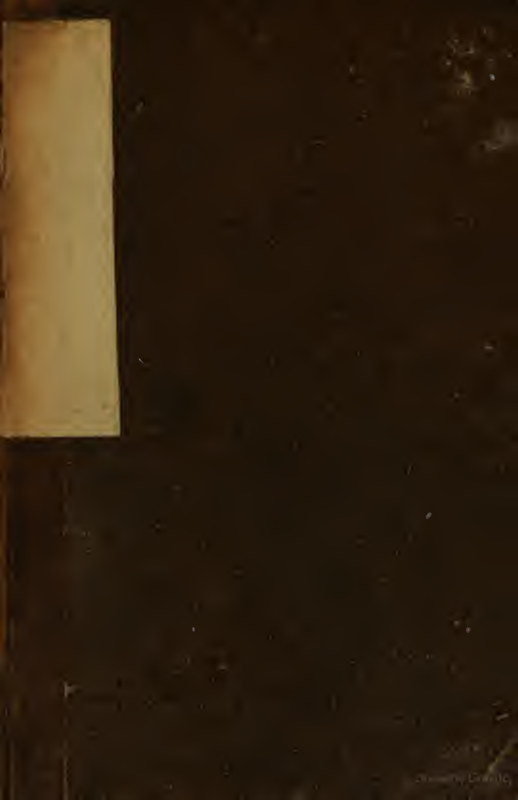


Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

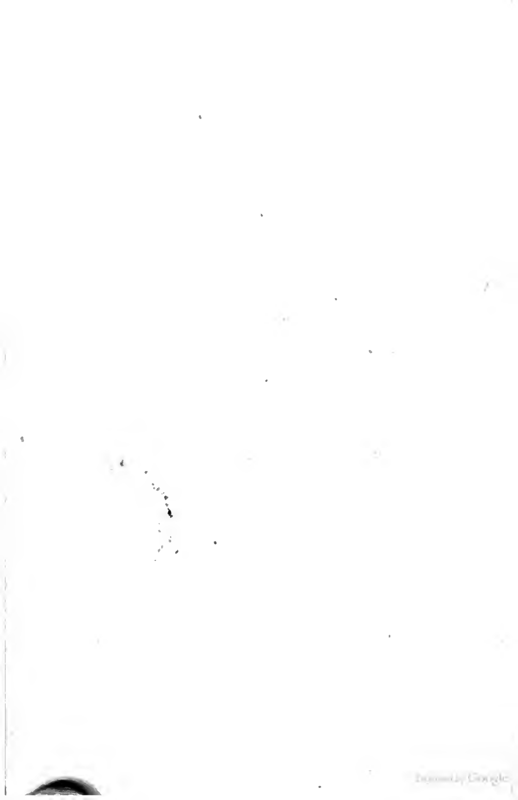
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Vier Jahre Memoiren.

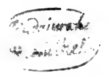


Vier Jahre Memoiren.

Porträts und Erlebnisse

von

Eduard Schmidt-Weißenfels.



Prag und Leipzig.
Verlag von J. L. Kober.
1857.

Druck von Jarosl. Pospisil in Prag.



Inhalt.

Seite

Seite



1.

Der Abbé de Lamennais.

Abschied von Heidelberg. — Jugendschwellen. — Straßburg. — Alte Studentengewohnheit. — Allons faire fortune à Paris. — Paris, die Wunderstadt. — Kein Geld, aber ein Hôtel. — Paris, keine Wunderstadt. — Selbstmordgedanken. — Das boulogner Gehölz und der alte Herr. — Im Zimmer des alten Herrn. — Der Empfehlungsbrief. — Ein deutscher Bankier mit einem Herzen. — Wer der alte Herr war.

Am andern Tage nach dem unglückseligen Ausgange meines Duells mit einem meiner Studiengenossen befand ich mich in Mannheim, um nähere Nachrichten und auch Geld von meinen Freunden, wie es vorher verabredet worden war, zu erwarten. Beides ließ auch nicht auf sich warten; der Brief theilte mir mit, daß mein Gegner in der rechten Brust schwer verwundet sei und der Zweikampf großes Aufsehen in Heidelberg errege; das Geld sandte man mir, um damit meine Flucht nach der Schweiz oder Frankreich in Ausführung bringen zu können.

Trotzdem mir in dem Briefe gerathen wurde, als bestes Thun in dieser Situation das Vaterland zu verlassen, zögerte ich doch noch, einem so schmerzlichen Rathe Gehör zu geben. Hieß es nicht mit dem Vaterlande auch die ganze, sich mir eröffnende Zukunft aufgeben, um fremd und fast ohne Mittel mich in ein fremdes Land und in eine bange Ungewißheit zu werfen? Es bedurfte in der That eines sehr langen Kampfes, ehe ich einen wirklichen Entschluß faßte und, wenn auch wohl nicht das Beste, so doch das Klügste in dieser selbstverschuldeten Lage zu erwählen beschloß.

Etwas bangend um mein zukünftiges Schicksal, dachte ich freilich zuerst daran, nach dem reizenden, durch so viele Freunde und so schön verlebte Stunden liebgewordenen Heidelberg zurückzukehren und geduldig die Strafe hinzunehmen, die mich wegen des Duells den Gesetzen gemäß treffen mußte. Durch die Unvernunft eines jungen Mannes bis aufs höchste gereizt, war ich nur dem Gebote persönlicher Ehre gefolgt, mich ihm mit der tödtlichen Waffe gegenüberzustellen und die Genugthuung von der Wirkung eines Pistolenschußes abhängig zu machen. Diese unter Studenten und selbst für das pauklustige Heidelberg sehr ernste Austragung einer Beleidigung mußte einen Abbruch und eine unheilvolle Störung meiner beabsichtigten Lebenslaufbahn

auf jeden Fall bedingen — und diese sichere Aussicht bestimmte mich denn, wiewohl mit manchen Seufzern, alles für ein ungewisses Irren zu verlassen.

Auch hatte es mich immer sehr gedrängt in die Welt hinauszukommen, in Gefahren und Kämpfe zu gerathen und mit dem Uebermuth einer feurigen Jugendkraft mir, wie ich sagte, das Leben erst zu verdienen. Frankreich war stets das Land meiner lieblichsten Einbildungen gewesen, und die Sympathie dafür war mit den Jahren gewachsen und durch das Studium französischer Werke aufs höchste gesteigert worden; deßhalb zögerte ich denn auch nicht länger; die Phantasie von zwanzig Jahren vergoldete mir plötzlich alles, was sie sehen und woran sie sich hängen wollte; sie schuf mir lebhaft jenen blühenden Feengarten, wo nur Rosen, Jasmin und Reseda ihre Düfte austauschen, und wenn es hochkommt, höchstens Rosenkäferchen dazwischen erscheinen, die eine holde Einbildungskraft eher verschönen, denn zerstören. Mir schien die ganze Welt noch offen und nur goldene Thore und reiche Gottessaaten, dankbare Kreaturen und liebe Christenbrüder zu haben; ein reicher, herrlicher Mährchenwald dehnte sich noch vor einer, wohl schon durch manche bittere Erfahrung verwundeten, aber immer noch alles überwuchernden Jugendlust

aus; mich reizte es, daß ich nun Leiden und Kämpfe wie der gehörnte Siegfried zu bestehen haben würde, und meine leidenschaftliche Phantasie wiegte sich sogar in der Hoffnung, auf Widerstand und Hemmnisse zu stoßen. Die Strohflammen der Jugendphantasie brennen ja so leicht! Um eines Traumes und einer lockenden Chimäre willen ist sie so gern bereit, alles, was prosaisch und materiell ist, zu opfern; dichten und singen will sie; den Vogel und den Seemann beneidet sie; sie malt sich die menschlichen Leiden noch wie kleine Neckereien einer verliebten Fee aus; sie rennt über die Barren und Zäune, versetzt Berge und schlägt Brücken, legt Leitern an den Himmel und jubelt und singt — bis Jubel und Gesang sich plötzlich in ein höhnisches Gelächter oder in einen gellenden Schmerzensschrei verwandeln! —

In der Zeit vor dem Jahre 1848 war man mit den Pässen nicht eben sehr streng, und unangefochten kam ich in Straßburg an. Meine Absicht war, in dieser im Grunde erzdeutschen Stadt einem jungen Arzte zur Last zu fallen, der sechs Monate vorher seine Studien in Heidelberg geschlossen hatte und seine junge Praxis in Straßburg trieb. Er war hier der Einzige, den ich kannte und auf den ich also natürlich das gar nicht kleine Gewicht meiner Hoffnungen setzte. Sei es nun aber, daß ihn

das Schicksal bewahren wollte, der medizinische Atlas für mich zu werden, oder seien es andere Gründe gewesen, die ihn Straßburg zu verlassen gezwungen hatten — genug, der werthvollste aller Freunde war zwei Monate vorher, wie ich nach vieler Mühe erfuhr, nach Basel gezogen, um seine Kunst an den gesunden Schweizernaturen zu versuchen.

Diese erste und sicherlich nicht kleine Ohrfeige, die mir das Schicksal gab, machte mich für einige Stunden gänzlich betäubt. Ich wußte nun gar nicht, was ich zu machen habe und was ich anfangen sollte. Meine thurmhohen Hoffnungen waren so klein wie Maulwurfshügel geworden; meine Feengärten verwandelten sich in eine Steppe und die ganze stolze Jugendlust flog in eine ängstliche Natur. Jetzt fühlte ich, wie verlassen ich in der Welt sei und wie ich gewissermaßen aus dem trauten Kreise der Freunde in ein Land gegangen war, wo jedes Mitgeschöpf theilnahmlos bei mir vorüberging und sich nicht im geringsten um meine Existenz kümmerte. Ich konnte nicht dafür, daß mir zuerst hier der Vergleich der Menschheit mit einem Milbenhaufen einfiel; die Menschen schienen mir, gleich jenen raublustigen Thieren, einer über den andern fortzukriechen und jeder, um an sein Ziel zu gelangen, den andern fortzudrängen. Daß ich von diesem entsetz-

lichen Vergleich später nicht wieder abgebracht wurde, mag an dem gewaltigen Eindruck liegen, den damals die Reflexion über das Menschengeschlecht bei mir hervorgebracht hatte.

Rathlos streifte ich durch die Stadt, stellte mich auf die Rheinbrücke und schaute mir Deutschland in Form der guten Stadt Kehl an; dann drehte ich mich wieder um und betrachtete Frankreich in der Repräsentation der schönen Stadt Straßburg mit dem großen, hohen Münster. Ein Teufel zupfte mich nach Kehl, ein anderer nach Straßburg. Meine Promenade auf der Rheinbrücke in der grausamsten Stimmung von der Welt verleitete mich endlich den Himmel um Erbarmen anzurufen und, wie man wohl in naivem Aberglauben thut, von ihm ein Zeichen zu begehren, das mich belehren sollte, ob ich zurück oder vorwärts meine Schritte zu lenken habe. Und siehe da! die untergehende Novembersonne beleuchtete mit purpurnem Golde den herrlichen Spitzenthurm des alten straßburger Münsters, und in Kehl war es dunkel. Kein Zweifel mehr, daß mich der Himmel nach Frankreich wies.

Mit dem Eifer eines Menschen, der in sicherer Erwartung des großen Looses seinen Weg macht, betrat ich wiederum Straßburgs Pflaster, sah mir die französischen Soldaten mit ihrem Hahn auf der

Mütze an und nickte freundlich einem Juden zu, der mir im Vorbeigehen bedeutungsvoll in die Ohren mauschelte, ob ich keine alten Kleider zu verkaufen habe. Durch das Zeichen des Himmels hatte nämlich meine Phantasie wieder eine große Elastizität gewonnen und mit der Natur eines jugendlichen Floh's mich nach Paris versetzt. Paris, das war plötzlich mein Eden, mein Paradies, mein Ziel; dort, sagte ich mir, muß man das Glück an den Ecken ausgerufen finden, die Fünffrankenstücke auf den Boulevards und die Liebe irgend einer reichen Gräfin bei erster Gelegenheit. Ich kannte Paris ganz nach Paul de Kock; das mußte jene märchenhafte Stadt sein, wo Abenteuer sich sogleich ergeben und mir damit irgendwie ein Glück verschaffen würden.

Leider hatte ich die betrübende Entdeckung gemacht, daß meine Kasse kaum die Reisekosten für den Weg nach Paris enthielt. Wie unangenehm auch immer diese Hohlheit meiner Finanzen mir erscheinen mußte, sie erhöhte noch die Sehnsucht nach Paris, einer Stadt, von der ich alles hoffte, und deren Bewohner mir, mit allen Grisetten und Gräfinnen, als allerliebste Engel vorschwebten. Es war demnach das Natürlichste, daß ich mich zum Verkauf einiger überflüssigen Kleidungsstücke und Bücher entschloß, was um so schmerzloser geschah,

als ich von Heidelberg her des ‚Verkloppen‘ gut gewohnt war, und Ackermann, dem rothen Schiffer, dem Faktotum aller Studenten, nicht selten vom Kaiserstuhl aus auch nach den Judenvierteln der Stadt geschickt hatte. Ohne Wehmuth übergab ich denn dem Juden in Straßburg etwas von meiner menschlichen Hülle und strich dafür die bis zum Sou abgehandelten Geldstücke in die Tasche. Glücklicher denn je, trat ich darauf mit einem noch leiblich gefüllten Koffer an demselben Abende meine Reise nach Paris an.

Im Jahre 1847 existirte noch nicht die Eisenbahn von Straßburg nach Paris; man fuhr mit den Wägen der Messagerien den alten Weg über Nancy, Bar-le-Duc, Chalons und Laferté-sous-Jouarre. Kaum vermochte ich meine Geduld, in der großen Hauptstadt zu sein, zu mäßigen; ich bekam eine wüthende Liebe zu Frankreich, dessen Felder und Auen trotz der Novembernatur mir noch lieblicher zu prangen schienen, als die Deutschlands, welches immer mehr meiner Phantasie durch einen eigenthümlichen Nebel entschwand. Zurück zu denken war mir unheimlich und unangenehm, und dieß Gefühl erstreckte sich so weit, daß ich nicht einmal rückwärts im Postwagen sitzen konnte. Immer nur schaute ich nach vorn, nach Paris; ich grüßte es schon hundertmal und trank in Chalons auf sein

Wohl und das meinige daneben eine echte Flasche Champagner; die französische Sprache, die ich selbst noch gar nicht vollkommen sprach, wurde mir die lieblichste Musik, und sogar der schmachvolle Jargon eines Elsassers und der einer Bauersfrau aus der Gegend von Rheims schien mir die angenehmste Melodie zu enthalten. Alle Augenblicke fragte ich einen hübschen französischen Unterlieutenant, der den ganzen Weg von Straßburg aus mitgemacht hatte:

„Monsieur, sind wir nicht bald in Paris?“

Und immer tröstete ich mich wieder bis auf den andern Tag.

Endlich sah ich die Thürme der Hauptstadt Frankreichs. Mein Herz schlug wie ein Hammer gegen meine Rippen; fast kamen mir Thränen in die Augen und zwar aus Heimweh halb und halb aus Freude; ich konnte kaum mein Sitzfleisch beruhigen und sah immer hinaus, prägte mir den Eindruck jedes Hauses ein, welches am Wege stand; denn wir waren bereits in der Vorstadt La Chapelle und bald rollte unser Wagen durch das eiserne Thor der Barrière, den Faubourg St. Denis hinauf.

Es war Morgens acht Uhr und alles noch still auf den Straßen. Lustig rollte der Wagen durch die Gassen; einzelne Arbeiter und auch manch hübsches Mädchengesicht sahen uns an. Selig und überglücklich stieg ich endlich aus.

In diesem Augenblicke, wo ich, meinen Koffer neben mir und auf das Häusermeer von Paris hinstarrend, mitten auf der Straße stand, verdunkelte ein schändlicher materieller Gedanke wieder einmal die goldenen Bilder meiner Phantasie. Ein Griff in die Tasche hatte mich belehrt, daß ich nur noch einen Franken und zwölf Sous besaß. Die Bitterkeit dieser Entdeckung machte mich sehr träumerisch und von neuem überfiel mich eine arge Bangigkeit für meine Zukunft. Indessen war ich ja in Paris.

„Nur einige Stunden," sagte ich mir, „und du wirst wohl einen Plan haben; am Ende kannst du doch nicht von deinen Geldern leben, und so wirst du bald irgend eine Beschäftigung suchen."

Ein Tilburykutscher mußte es mir ansehen, daß ich nicht recht wußte, wohin ich eigentlich wollte; auch daß ich fremd hier sei. Mit einer drolligen Pantomime fuhr er langsam bei mir vorbei, als wollte er fragen, wohin ich zu fahren wünschte. Fast mechanisch winkte ich wieder; er hielt an und ich stieg mit meinem Koffer in seinen Vehikel. Auf seine Frage, in welchem Hôtel ich abzusteigen begehre, zuckte ich bedeutsam mit den Achseln. Wahrscheinlich dachte der Schelm, daß es meinen Finanzen sehr gleichgiltig sein würde, in welchem Hôtel meine Person abgesetzt würde; denn er fuhr mich

ohne weiteres nach demjenigen, welches seiner Meinung nach wahrscheinlich das beste war.

Bald erweckte die im Innern des Wagens angeschlagene Taxe mein Nachdenken. Meine Begriffe über den Preis eines Fuhrwerks überstiegen als Deutscher nicht 3, höchstens 5 Silbergroschen; sie verwirrten sich also einigermaßen, als ich las, daß ich einen Franken und 25 Centimen zu bezahlen hätte. Danach wären mir nur sieben Sous noch von meinem ganzen Vermögen übriggeblieben. Mitten in meiner Bestürzung über diese bleiche Prosa des Lebens hielt der Wagen im vornehmen Ruck vor dem stattlichen Hôtel des Etrangers in der Rue Vivienne, unweit des Palais Royal. Ein Portier stürzte auf mich zu, nahm meinen Koffer in Beschlag und geleitete mich höflich in den Flur. Noch ehe ich an die nothwendige Bezahlung dachte, hatte er dem Schelm von Kutscher, der etwas von Kundschaft zuführen gemurmelt hatte, ein Zweifrankenstück zugeworfen und überhob mich so einer Mühe, die mir nur die größten Seufzer erpreßt hätte. Wieder ermuthigt durch diese französische Galanterie, die mir jetzt gerade unendlich kostbar erschien, ging ich auf mein Zimmer, um vor allem andern erst einige Stunden auszuruhen.

Eine gewisse Studentenleichtsinnigkeit kam meiner ziemlich bedenklichen Situation anfangs zu

Hilfe. Ich gestand mir, daß es im Grunde nun sehr gleichgiltig sei, ob ich hundert Franken, oder nur, wie in der That, anderthalben besäße.

„Du bist einmal hier und mußt nun auch hier bleiben," sagte ich mir; „du mußt in deinem noblen Hôtel auch nobel leben, willst du nicht den Kredit verlieren; und kannst du im schlimmsten Fall nicht bezahlen, was du gegessen hast, so läßt du deinen Koffer in Stich, wo es denn ohne Einfluß ist, ob du dem Wirth nur zehn oder ob du ihm fünfzig Franken schuldest."

Mit diesem Troste, dessen schlechte Seite ich sehr wohl erkannte, ging ich am ersten Tage auf den Boulevards von Paris spazieren; ergötzte mich an all den hübschen Damen und Kleidern; an der Eleganz der Kafés und dem lautwogenden Treiben; aß Table d'hôte in meinem Hôtel und verbrauchte von den anderthalb Franken, die ich noch besaß, fast alles in einem Kafé, wo ich den Abend zubrachte, die deutsche Zeitung las und mich, wie ich mir gestand, prächtig amüsirt hatte.

Der erste Schreck eines Menschen ohne Geld traf mich am nächsten Morgen, als mir der Garçon ohne meinen Wunsch die Rechnung des ersten Tages brachte. Zitternd bat ich ihn, nach einer Stunde wiederzukommen, um sich das Geld zu holen, ob-

gleich ich wußte, daß ich dann ebenso wenig wie in diesem Augenblick besitzen würde.

„O beeilen Sie sich gar nicht, mein Herr," rief mir der Garçon darauf zu; „es ist nur Sitte, dem Gaste jeden Morgen die Rechnung zu bringen, damit er dieselbe immer kenne. Sie können täglich, wöchentlich oder dann bezahlen, wenn Sie abreisen; das steht ganz in Ihrem Belieben."

Entzückt über diese Artigkeit hätte ich den Garçon einen Louisdor schenken mögen, wenn — ich ihn besessen hätte. Nun konnte ich mindestens mit Ruhe meine Chokolade genießen und hatte wieder die Beruhigung, einige Tage lang das Nöthigste durch den Kredit bei meinem Hôtelbesitzer zu erhalten. Am Ende mußte ich doch eine Beschäftigung finden, und mit der Absicht, mir eine solche möglichst bald zu suchen, streifte ich von neuem in Paris umher.

Leider machte ich bald die gewöhnliche Erfahrung, daß die Märchen der Hoffnungen gar keine Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit dieses Lebens haben. Mögen sie nun da sein, um uns wie Faune zu necken oder wie Feen zu trösten — stets verleiden sie uns doch die Prosa unseres Daseins, welches sich über unsere Hoffnungen mit der Blasirtheit eines reichgewordenen Bourgeois moquirt. Paris fing an, für mich auch keine Stadt der Wunder mehr zu sein; die Eleganz und der Luxus rauschte schön, aber kalt

wie Eis bei mir vorbei, und ich seufzte; die Menschen jagten auf und ab und alle, um ihr elendes oder gefirnißtes Dasein einen Tag mehr zu fristen; ich stand rathlos und von der Prosa des Lebens durchschauert da, und kam zu der jammervollen Reflexion, daß man sich in dieses wogende Leben doch nicht so leicht hineindrängen könne. Mit der Manier eines Menschen, der das Leben noch nicht kennt und noch keine Begriffe davon hat, wie wenig Brüderlichkeit unter den christlichen Brüdern bestehe, ging ich zu diesem und zu jenem Gelehrten, zu Kaufleuten und vornehmen Herren, um sie zu bitten, sich meiner anzunehmen und mir zu irgendeiner, meinen Fähigkeiten entsprechenden Beschäftigung zu verhelfen. Sie zuckten alle mit den Achseln und waren ganz verwundert darüber, daß ein Mensch so ohne jegliche Ursache von ihnen einen christlichen Liebesdienst erwarte; sie wiesen mich wohl, um mich loszuwerden, an einen andern Menschen; aber nach Verlauf mehrerer Tage war ich zu der traurigen Überzeugung gekommen, daß meine Hoffnungen am Schlagfluß gestorben seien.

Muthlos und verzweifelt, sah ich jetzt keine Hilfe mehr. Mein exzentrischer Charakter, der mich leicht auf den Parnaß stolzer Hoffnungen zu tragen vermochte, schleuderte mich nach Zerstörung derselben alsogleich in den Abgrund kleinmüthiger Verzweiflung.

Es fehlte ihm das juste milieu, das nicht Kalte, nicht Warme — er war immer nur da, um mich durch irgendein Ereigniß ganz selig, oder ganz unglücklich zu machen. Ich weinte nun um mein Loos, um meine Hoffnungen und verfluchte mein Leben; alles schien mir grau wie jede Theorie, und die einzige Rettung, die mir noch übriggeblieben war, sah ich im Verlassen dieses Lebens.

„Wen wird es kümmern," rief ich verzweifelt aus, „wenn du stirbst! Es wird keine Mutter darum weinen, weil du keine hast; kein Vater wird um dich jammern, kein Bruder, keine Schwester! Und weßhalb willst du auch noch leben, wo du doch nur einen langsamen Untergang vor dir stehst und hier, inmitten fremder Menschen, auf keine Hilfe und Rettung hoffen kannst!"

Dieser Entschluß schien mir jenen barbarischen Trost zu gewähren, den die Höhlen der Verzweiflung herausspeien. Ich fing an, den Tod sehr liebzugewinnen, und malte mir jede Minute des sich noch abröchelnden Lebens mit der Liebhaberei eines Narren aus. Nur mit dem Gedanken an den Tod mich befreundend, schien mir jeder andere Lästerung zu sein, dem ich mich verschließen zu müssen glaubte; es fing mich an in Wonne zu versetzen, noch soviel Macht zu haben, den Faden meines zwanzigjährigen Lebens wie ein Feengott abzureißen — und

doch wieder puffte die Romantik dazwischen auf: es stiegen Feen und schöne Frauen in Silberlicht durch die düstre Melancholie meiner Gedanken vor mir auf; sie lächelten und strichen mir das Haar; gaben mir Trost und zeigten mir Gold und Schätze, bis ich endlich aus diesen Phantasien herausgerissen wurde und meinen Wahn erkennend, unglücklicher denn je und noch mehr verzweifelnd, im Tode allein die einzige Rettung erblickte.

Vertraut mit diesen düsteren Gedanken schloß ich gewissermaßen mein Leben ab und sargte es selber ein; ich begrub es mit der feierlichsten Ehrbarkeit und murmelte mir selbst einen nicht ganz bescheidenen Nekrolog; dann schloß ich den Deckel des Ganzen, wie man einen vollgestopften Pfeifenkopf schließt.

Mechanisch und das Herz eingeschnürt wankte ich auf die Straßen von Paris hinunter und ging langsamen Schrittes durch die elyseischen Felder nach dem Arc de Triomphe. Wie fest ich auch entschlossen war zu sterben, ich hatte doch noch eine matte Hoffnung und glaubte, daß Gott auf meinem letzten Gange mir noch durch irgendein Wunder zu Hilfe kommen werde. Wohl war dieß Lästerung; aber soll ein zum Selbstmord schreitender Mensch nicht leise Hoffnungen bekommen, wenn er durch elyseische Felder geht? — Und wie gern wäre ich bereit gewesen, einem Menschen, hätte er mir nur einen Finger zu

meiner Hilfe gegeben, sogleich die ganze Hand zu nehmen! Ich bildete mir ein, daß jeder Vorübergehende es mir ansehen müsse, ich wolle mein Leben beenden, und daß er voller Mitleid mich zur Umkehr zwingen, mir Trost und Hilfe spenden müsse; aber die schönen Damen in den glänzenden Equipagen fuhren lächelnd und fächelnd bei mir vorbei und freuten sich über den warmen, sonnigen Novembertag; es gingen Hunderte von Menschen theilnahmlos und geschäftig an mir vorüber und mich sah keiner an.

Je mehr ich mich dem Triumphbogen näherte, um so mehr brach meine letzte Hoffnung wimmernd zusammen. Dennoch wollte ich Gott noch einmal versuchen! Ich richtete auf jeden mir Entgegenkommenden einen durchdringenden Blick, und hätte ich in seinen Augen nur eine Spur von Herzensgüte zu entdecken vermocht, so würde ich seine Hand ergriffen und ihn um sein Mitleid angefleht haben. Aber alle Menschen schienen mir gefühllos zu sein, und gab es wohl manche, denen ich ein weiches Herz zutraute, so gingen sie zu schnell bei mir vorüber, oder hatten ihre Geliebte, oder ihre Gattin, oder einen Freund am Arme: ich hatte nicht den Muth, an sie heranzutreten und schämte mich, sie um mein Leben zu bitten.

So war ich langsam und immer hoffnungsloser, immer verzweifelnder, an das boulogner Ge-

hölz gekommen. Der Entschluß zu sterben war bei mir jetzt fest; nur schwankte ich noch über die Art und Weise, wie ich mir das Leben nehmen, und ob ich mich in das Wasser stürzen, oder an einem Baum aufhängen sollte. Die letztere Todesart schien mir die angenehmste zu sein, und ich suchte nun mit einer gewissen eleganten Wichtigkeit denjenigen Baum aus, der das Geheimniß meiner letzten gurgelnden Laute vernehmen sollte.

Inmitten dieser interessantesten aller Beschäftigungen vernahm ich plötzlich Schritte auf dem Sande der einsamen Allee. Ein kleiner Mann im langen Ueberrock nahte sich mir, und wie von einem letzten Strahl der verscheidenden Hoffnung erleuchtet, rüstete ich meine Blicke auf ihn, als müsse er mein Retter sein.

Der alte Mann, in langsamem, reflektirendem Schritt, warf einen durchdringenden Blick auf mich. Ich war wie erstarrt. Noch einmal sahen seine ernsten, feurigen, aber auch von Herzensgüte gemilderten Augen auf mich; dann wollte er seinen Weg weiter verfolgen.

Aber, als hätte das Stroh meiner Hoffnungen plötzlich Feuer gefangen, lief ich ihm in den Weg; mein Athem stockte und zitternd stotterte ich, ihn mit der Hand aufhaltend: „Mein Herr . . . .“

Ueberrascht stand der alte Mann still und schien mich zu prüfen.

„Was wollen Sie?" fragte er endlich freundlich.

„Hilfe!" rief ich aus und die Thränen stürzten mir aus den Augen. „O vergeben Sie mir die Art und Weise, wie ich sie von Ihnen erflehe; doch ich war eben Willens, an der Menschheit und meinem Schicksal zu verzweifeln, als Ihre Ankunft mir wie ein Fingerzeig Gottes erschien. Ich bin hier fremd, bin ohne Geld und vermag mir kein Unterkommen zu schaffen; aus Ihnen leuchtet die christliche Liebe, Ihre Augen sagen mir, daß sich Ihr Herz nicht dem Schrei der menschlichen Verzweiflung verschließt: das ist meine letzte Hoffnung -- o vergeben Sie mir!"

Der Herr im Ueberrock betrachtete mich mit der freundlichsten Theilnahme.

„Trocknen Sie Ihre Thränen," sagte er, „und erzählen Sie mir, was Sie in solche verzweiflungsvolle Lage gebracht hat."

Bei diesen Worten machte er mir eine einladende Bewegung ihn zu begleiten. Von neuer Hoffnung beseelt, ging ich nun neben dem alten, ernsten Herrn und erzählte ihm meine jungen Schicksale; ich gestand ihm meine Reue, nach Paris gekommen zu sein und nun, ohne jede Hilfsquelle, nicht einen Weg zu meiner Existenz zu kennen; ich bat ihn, mir zu helfen, sei es durch Rath, oder durch That, und nicht von neuem mich in die namenloseste Verzweiflung zu stürzen.

„Man muß sich den Menschen vertrauen, junger Mann, wenn man nicht umkommen will; ich werde Sie nicht täuschen. Kommen Sie morgen ...."

Er hielt plötzlich inne; wir waren am Triumphbogen.

„Nein," fuhr er fort, „schnelle Hilfe ist doppelt; kommen Sie mit mir."

Auf seinen Wink fuhr ein Fiaker heran, in den einzusteigen er mich aufforderte und in welchem er selbst Platz nahm. Mitten in der Erzählung meiner jungen Leiden, welche der alte Herr geduldig und schweigsam mitanhörte, hielt plötzlich der Wagen. Einige Augenblicke später saß ich in einem hohen, mit vielen Büchern dekorirten Zimmer, welches, einfach möblirt, mich durch seinen ganzen Charakter belehrte, daß der alte Herr ein Gelehrter sein müsse.

Der Besitzer des Zimmers setzte sich, nachdem er mich einige Minuten zu warten gebeten, vor seinen mit dicken Büchern bedeckten Schreibtisch, langte ein blaues Briefpapier heraus und schrieb.

Es war, wie gesagt, ein kleiner Mann, mit langem, dunklem Ueberrock und ganz in der Manier eines Professors gekleidet, weder altmodisch, noch auffällig; sondern mit einem eleganten, aber sehr einfachen Geschmack. Sein langes, dunkles Haar legte sich schlicht über eine hohe Stirn bis zu den Ohren herab, etwa in der Weise wie es Komponi-

sten gern zu tragen pflegen. Die Augen waren lebhaft und voller Blitze, bis ein sanfter Schleier der Güte sich über sie legte; die drei Falten auf der Mitte der Stirn, die schweren Furchen von der Nase bis auf den Mund waren zu deutliche Zeichen eines tiefen Denkers, als daß ich nicht davon hätte sogleich überzeugt sein sollen. Die Züge des etwa siebzigjährigen Mannes drückten einen gewissen Groll gegen die Welt und die Menschen aus, dabei aber auch liebevolle Freundlichkeit und Güte. Eine tiefe Grübelei über etwas großes blickte aus seinen Augen, wenn er sie fast starr vor sich hinhielt; ich erschrack fast vor diesem dämonischen Blick, der grollend und fanatisch, zugleich mit sanfter Weisheit und milder Sicherheit durch die zuckenden Augenbrauen brach. Man konnte sich einer ehrfurchtsvollen Scheu und einer ängstlichen Zuneigung zu diesem Manne nicht erwehren, der jetzt leise die Feder über das Papier gleiten ließ.

Der alte Herr hatte die wenigen Zeilen geschrieben; er faltete das Papier, siegelte das Schreiben zu und versah es mit seiner Adresse.

„Hier, junger Mann," sagte er nun, indem er sich erhob und mir den Brief übergab; „Sie können dieß Schreiben sogleich an seine Adresse bringen, und ich hoffe, daß es Ihnen von Nutzen sein wird. Sollte dieß wider mein Erwarten nicht der Fall

sein, so zögern Sie nicht, mich von neuem zu besuchen."

Uebermannt von Dankbarkeit und Freude nahm ich den Brief und ergriff die kleine dürre Hand meines Retters, die ich unwillkürlich an meine Lippen trug und auf welche eine große Thräne glitt. Kaum vermochte ich vor den Wallungen des Blutes und den starken Schlägen meines Herzens die Dankbarkeit in Worte zu setzen; es schien, als entheilige jeder Laut der Zunge das hohe Gefühl meines Innern.

Auch wehrte der Greis diese Dankbezeigungen ab; eine helle Freude leuchtete dabei aus seinen Zügen; doch lag auch ein Etwas in seinem Blicke, das mir sagte, dieser Mann lebe selber im gewaltigsten Zwiespalte mit der Welt und empfinde eine Art von triumphirenden Stolz, ein armseliges Menschenkind, wie mich, gewissermaßen aus Hohn für die Welt der Grausamkeit derselben entziehen zu können.

Endlich verließ ich diesen seltsamen, hochherzigen Mann.

Mit geflügelten Schritten eilte ich durch den Hausflur auf die Straße und las hier erst die Adresse des Briefes. Sie lautete französisch: ‚À Monsieur le Banquier T . . . . Rue Lafitte.‘

Hastig fragte ich einen Sergeant de Ville nach dem Wege dahin; ich flog mehr als ich ging; ich

hätte laut aufjauchzen mögen vor überquellender Wonne meines Herzens. In diesem alten Manne sah ich meinen Gott, den Finger des Himmels; ich quälte mich ab, zu errathen, wer dieser hochherzige Retter sei, und fast wäre ich umgekehrt, um mich beim Concierge darnach zu erkundigen. Aber mich trieb es auch, die Wirkung meines Briefes zu erfahren, der unstreitig mein Schicksal zu verändern bestimmt war; mir brannte die Stirn von den hunderttausend Hoffnungen, Plänen, Einbildungen und Gedanken; ich mühte mich ab, zu ahnen, was mir bevorstehe, was ich in einigen Minuten erfahren werde und was dieser Bankier, dem ich empfohlen war, für mich wohl thun würde.

So erreichte ich die Rue Lafitte und trat in das Haus ein, in welchem der Bankier wohnte. Es war fünf Uhr Nachmittags.

Ich schellte. Mein Herz klopfte laut und schnell; alle meine Glieder zitterten vor namenloser Aufregung.

Ein Diener öffnete endlich.

„Ist Herr T.... wohl zu sprechen?" fragte ich.

„Ihr Name, mein Herr?"

„Mein Name? .... Hier, geben Sie diesen Brief ab, der wird genügen."

„Sehr wohl, mein Herr; setzen Sie sich gefälligst."

Ich war viel zu unruhig, dieser Aufforderung nachzukommen, sondern erwartete mit Angst und Spannung die Rückkehr des Dieners.

Einige Sekunden später lud mich derselbe ein, in das Zimmer des Herrn Bankier T.... einzutreten.

Bei dem matten Schein einer Astrallampe, welche mit ihrem sanften Lichte die Eleganz des Salons übergoß, fand ich einen noch jungen und hübschen Mann, mit dem Briefe in der Hand und mich erwartend.

„Setzen Sie sich," sagte er auf deutsch und bot mir ein Fauteuil an; dann schien er einige Sekunden mich prüfend zu mustern.

„Die Empfehlung," fuhr er dann fort, „deren Ueberbringer Sie sind, wirft gewissermaßen meinen Grundsatz um, den leider die Undankbarkeit meiner deutschen Landsleute mich aufzustellen zwang. Ich habe mir, so oft getäuscht und betrogen von hilfesuchenden Deutschen, eine Regel daraus gemacht, keine schlechte Erfahrung noch zu den bisherigen zu gesellen und jedem Deutschen größere Unterstützungen durchaus zu versagen. Aber," sagte er freundlicher, als er mich durch diese Worte in die größte Bestürzung gesetzt sah, „dieß Prinzip mag nicht ganz edel sein, ich gebe es zu, und deßhalb zögere ich auch nicht, Ihnen in so vieler Beziehung nützlich zu sein, als

ich es vermag. Ich bin überzeugt, daß Sie meinen Grundsatz völlig umstoßen werden."

Er richtete darauf viele Fragen an mich, und ich erzählte ihm ausführlich meine Geschichte und die Bangigkeit um meine fernere Existenz.

„Aber wie kann ich Ihnen nur helfen? Wünschen Sie Geld?"

„Geben Sie mir Arbeit, mein Herr; sei es, was es sei; ich bin nicht ganz arm an Kenntnissen und kann mich auch leicht in jede Beschäftigung finden, wenn mir einige Nachsicht zutheil wird; auch bin ich etwas geläufig im Französischen und hoffe bald ganz sicher in dieser Sprache zu sein. Dieß allein kann mich glücklich machen, mein Herr, und gewiß vermögen Sie in dieser Hinsicht etwas für mich zu thun."

Der Bankier schien darüber nachzusinnen.

„Nun," sagte er endlich, „ich will Sie vorläufig bei mir beschäftigen, bis sich etwas anderes und besseres findet. Ich habe Vertrauen zu Ihnen; auch soll Ihre Stellung Ihnen nicht peinlich werden. Sie können ein Zimmer in meinem Hause bekommen und noch heute Abend dasselbe beziehen, um morgen sogleich in mein Geschäft zu treten; Sie führen meine deutschen Korrespondenzen und sind, wie gesagt, durchaus nicht gebunden, falls Sie eine andere Stellung, die Sie sich mit Bequemlichkeit suchen können, anzunehmen Willens sind. Vorläufig

gebe ich Ihnen hundert Franken monatlichen Gehalt." —

Kein Mensch wird die Freude und Rührung begreifen, in welche mich diese Worte setzten. Meine Dankbezeigungen rührten den jungen, liebenswürdigen Mann, der mich seine Hände drücken ließ und lächelnd, mit aufrichtiger Herzlichkeit theilnahm an der Freude über mein so unverhofft verändertes Geschick.

„Aus dem jungen Gelehrten," meinte er lächelnd, „wird nun ein Bankier! Der Tausch ist nicht so schlecht, glaube ich; vielleicht ist er Ihnen sogar von Nutzen. Holen Sie denn Ihre Sachen nur her und vertrauen Sie wieder auf Gott; Sie sehen, alle Menschen sind nicht so schlecht und erbarmungslos."

„Nein, nein!" rief ich aus, „und ich bereue meine Kleinmüthigkeit; aber ...."

Eine neue Angst befiel mich; denn ich dachte eben daran, wie ich ohne die Bezahlung des Hôtelbesitzers meinen Koffer nicht bekommen könne.

„Nun, weßhalb zögern Sie mit der Sprache? Sie sind ja ganz verlegen und thuen so ängstlich, als haben Sie noch etwas auf Ihrem Gewissen?"

„O mein Gott," entgegnete ich erröthend, „ich kam ganz ohne Geld nach Paris und habe meine Rechnung im Hôtel noch nicht bezahlt..."

„So werde ich Sie wohl auslösen müssen," antwortete der Bankier lächelnd; „wie viel schulden Sie denn Ihrem Wirthe?"

„Seit vier Tagen."

„Nun, bezahlen Sie ihm die Rechnung, und für den Ueberschuß suchen Sie sich in Ihren Mußestunden besser in Paris zu amüsiren, als Sie bisher gethan."

Bei diesen Worten drückte mir mein neuer Chef vier Goldstücke in die Hand. Zerknirscht von Dankbarkeit nahm ich sie, und sagte mir, daß um eines so guten Menschen willen gern hundert Lumpen in der Welt herumlaufen könnten. Aber zu der übergroßen Freude, die mein Herz einschnürte, sollte noch eine bedeutende Ueberraschung kommen.

Als ich eben den Salon des Bankiers verlassen wollte, um meinen Koffer zu holen, fragte er mich:

„Wo haben Sie denn den Abbé Lamennais kennen gelernt?"

„Den Abbé Lamennais?" fragte ich verwundert.

„Denselben, der Ihnen diesen Brief gab."

„Das war der Abbé Lamennais?"

„Wie? den kannten Sie gar nicht?"

„Der Abbé Lamennais," rief ich, „hat mir diesen Brief gegeben? Derselbe Abbé Lamennais,

der die „Paroles d'un Croyant“ und „le livre du Peuple“ geschrieben hat?“

„Ja, ganz gewiß!“

„O mein Gott, welcher seltsame Tag meines Lebens! Verzeihen Sie mir, mein Herr, ich bin wie betäubt! Nein, ich kannte diesen Mann nicht anders, als aus diesen beiden Werken; ich habe nicht geahnt, daß diese Berühmtheit mich heute gerettet hat und mein Wohlthäter wurde; ich bin ihm wie ein Bettler in den Weg gelaufen, und er hat mich wie einen Menschen behandelt. Ich kannte ihn nicht, ich wußte und ahnte es nicht, und fast mag ich es jetzt noch nicht glauben!“

„So lesen Sie selbst,“ sagte der Bankier lächelnd und reichte mir den offenen Brief.

Bestürzt, verwundert und entzückt zugleich, nahm ich das blaue Papier und las:

„Mein lieber T....

Ich empfehle Ihnen den jungen Mann, der diesen Brief an Sie abgeben wird, aufs wärmste und bitte Sie, Ihre freigebige Hochherzigkeit demselben zutheil werden zu lassen, um möglichst eine Existenz für ihn zu beschaffen. Ich glaube nicht, daß er uns täuschen wird; und wenn er es thäte, so seien wir darum nicht minder wohlgesinnt gegen die, welche leiden! Für immer der Ihrige

Freitag. L' A. F. de la Mennais.“

2.

Die Februartage.

Von 1847 zu 1848. — Die Salons. — David. Ary Scheffer. Horace Vernet. Arago. Mirès. Cournet. — Das Café du Grand Balcon. — Der National. — Marrast. — Louis Blanc. Flocon. — Die Reformfrage und die Banketts. — Der Klubb am 22. Februar. — Herr von Girardin. — Der 23. Februar. — Der erste Schuß und seine Folgen. — Thiers. — Louis Philipp. — Girardin. — Die Abdankung und Flucht des Königs. — Die Deputirtenkammer. — Die Herzogin von Orleans. — Die provisorische Regierung. — Die Tuilerien. — Die Souverainetät des Volks. — Vor dem Stadthause. — Lamartine.

Während des Winters von 1847 zu 48 gab ich mich mit regem Eifer den Beschäftigungen hin, mit denen mein Prinzipal mich so edelherzig betraut hatte. Ich wurde Bankier, und es war nicht der geringste Stolz meines Lebens, von Tag zu Tag das Vertrauen meines Retters zu mir sich erhöhen zu sehen und in meinem Chef zugleich einen stets wohlwollenden, fast befreundeten Gönner zu besitzen.

Meine Beschäftigung auf dem Kontor ließ mir jedoch noch viel Zeit für die Befriedigung mei-

ner Privatneigungen übrig. Vor allen Dingen trachtete ich danach, mich vollständig der französischen Sprache zu bemeistern, und hatte die Befriedigung, durch mein fleißiges Studium, welches bedeutend durch die täglichen Korrespondenzen und Gespräche im Geschäfte unterstützt wurde, in Zeit von zwei Monaten mein Streben mit dem wünschenswerthesten Erfolge gekrönt zu sehen.

Die stärker denn jemals aufwachende Liebe zur französischen Literatur spornte mich zugleich zu ausgebreiteterem Studium derselben an und veranlaßte mich die reichen Bibliotheken von Paris, sowie die Vorlesungen an der Sarbonne und am Collège de France, so viel es möglich war, zu besuchen. Diese selbstständige Neigung gewann einen großen Genuß und eine nicht geringe Nahrung durch die Frequenz einiger Soireen, besonders derjenigen meines Chefs, welcher die Güte hatte, mich zu denselben zuzulassen, und dessen Empfehlung ich es verdankte, auch von manchen seiner Freunde eingeladen zu werden. Es mochte wohl nur aus Rücksicht für meinen mich sichtlich protegirenden Chef geschehen; vielleicht aber auch, weil mein, durch das sorgenlose Glück wieder lustig blühender Humor uud meine Lebendigkeit mich der Geselligkeit eines Salons empfehlen mochten. Ich habe die Arroganz, weil ich kein bescheidener Lump sein will, dieß deßwegen anzunehmen, weil

manche jener Bekanntschaften sich noch bis in spätere Jahre erstreckten, und selbst nach bittern Katastrophen der späteren Zeit mir die keineswegs tadelnde Bezeichnung eines „drôle Allemand“ seitens der Männer, und eines „jeune enragé“ seitens einiger Damen gelassen wurde. Das Zurückdenken an jene Zeit hat mir oft Thränen der Freude und Wehmuth erpreßt; denn ich war so glücklich damals! Aber es belehrte mich auch, wie sehr der Mensch vom Glücke abhängig sei, und wie oft den Kleinsten eine Woge des Glückes zu alle Dem emporhebt, wonach ein verdienterer Geist und größere Männer mit so vielen Anstrengungen ringen und es doch nur sehr selten erreichen.

Wie gesagt, begünstigte meine innigsten Wünsche ein mir durch seltenes Glück eröffnetes Gesellschaftsleben, welches, mit seinem steten Ab- und Zulauf neuer Persönlichkeiten, mich auch manche interessante und vornehme literarische oder künstlerische Geister in nächster Nähe kennen lehrte. Die bürgerlichen Salons in der Abendröthe des Julireiches trugen ganz den Typus einer durch den König begünstigten Klasse; sie fühlten sich nicht allein ebenbürtig den aristokratischen Salons des Faubourg Saint-Germain, sondern waren auch gewissermaßen stolz darauf, als die Pflegestätten der Literatur und der Künste angesehen zu werden. Weniger elegant

und glänzend durch jenen reichen Geist, der die Salons der Aristokratie Karl's des Zehnten durch eine reizende Herzogin von Broglie, eine liebenswürdige Madame de St.-Aulaire und eine schöne Prinzessin Bagration auszeichnete, trugen sie einen gewissen literarisch-finanziellen Charakter und machten es ziemlich deutlich, daß an Stelle des abstrakten Esprit das klingende Geld des Bourgeois der Mäcen der Künste und Poesie geworden sei.

In dem Salon meines Chefs hatten sowohl Schriftsteller wie auch Künstler ein sehr beliebtes Rendezvous. Der alte Bildhauer David; der biedere, durch sein Äußeres mich immer lebhaft an die Porträts der alten italischen Meister erinnernde Ary Scheffer; zuweilen auch Horace Vernet; der Astronom Arago; der jetzige Millionär Herr Mirès, damals sehr unbemittelt und, plazirt bei einem kleinen Theaterjournal, nur als ein Genie von jovialer Auferlegung kleiner Anleihen zu zehn bis zwanzig Franken bekannt — (o tempora! o Mirès!); der riesige Cournet, dessen Stentorstimme bald in sozial-republikanischen Reden sich sollte hören lassen; mehrere Zöglinge des Conservatoire de Musique und viele andere Herren und Damen: das waren die ersten Persönlichkeiten, mit welchen ich durch das gesellige Leben der Salons in Berührung kam.

Fast unmerklich lernte ich auch die damals alle Welt hoch interessirenden politischen Verhältnisse Frankreichs mir klar machen. Mein Chef galt anerkannt als ein Träger der liberalen Partei, welche bereits anfing ihre Geschosse gegen das Ministerium Guizot zu richten, und so nahm auch ich mit dem stets dazu neigenden Jugendsinn an diesen Bestrebungen lebhaften Antheil, um so mehr, als ich nicht verkannte, daß dem Liberalismus die Zukunft gehöre. Nun konnte es freilich kein liberaleres Regiment geben als das Louis Philipp's, eines Königs, der bis zur Unvorsichtigkeit mit der Republik kokettirte und dessen Söhne zum Zeitvertreib zuweilen die Marseillaise sangen; aber der Liberalismus hat wie jede, und besonders jede politische, Meinung eine ausgebildete Chamäleonsnatur, die von Zeit zu Zeit ihre Farbe wechselt. Daraus erklärt es sich, daß man im Jahre 1848 denselben Herrn Guizot für unausstehlich fand, dem man zwölf Jahre früher noch Kränze als Symbol des Sieges einer äußersten liberalen Partei gewunden hatte. Auch darf man nicht, in Bezug zu Guizot, übersehen, daß dieser der Todfeind des Herrn Thiers war; daß Thiers damals nicht Minister war, und daß dieser kleine, geschmeidige, schlaue Mann stets am gefährlichsten ist, wenn er kein Portefeuille besitzt.

Wenn ich denn auch am Ende nur insofern in nähere Beziehungen mit den Besuchern des Sa-

lons meines Chefs und derjenigen von einigen seiner Freunde kam, als gesellschaftliche Freiheiten es der Wohlanständigkeit gestatten, so wurde ich doch unwillkürlich verliebt in die Politik und die Literatur, um so mehr, je deutlicher ich zur Erkenntniß kam, daß man sich an beiden Dingen sehr leicht die Finger verbrennen könne. Mein, dem gutmüthigen Deutschthum sehr wenig entsprechender, leidenschaftlicher Charakter trieb mich sogar zu einigen so großen politischen und literarischen Bosheiten, daß es vielleicht sehr heilsam für mich gewesen wäre, wenn ich gleich Anfangs einige Brausepulver einzunehmen bekommen hätte. Aber auch dieß hatte sein gutes; denn ich weiß jetzt, daß man zum politischen Verstandesreifen vorher nicht geringer Ohrfeigen bedarf.

Praktischer wurde ich mit den politischen Verhältnissen vertraut, als ich durch den Besuch der damals sehr literarischen pariser Kafé's einige Bekanntschaften knüpfte, welche auf mich, auch in späterer Zeit, nicht ohne Einfluß blieben. Besonders hatte sich im Kafé du Grand Balkon ein Zirkel von Journalisten und anderen jüngeren Leuten gebildet, der mich bald mit derjenigen Freundlichkeit aufnahm, die in jeder Hinsicht die schönste Seite der französischen Liebenswürdigkeit gegen Fremde bildet. Aus diesem Zirkel sollte gewissermaßen die Republik

herausſteigen, ohne daß eins der Mitglieder desſelben davon wohl eine Ahnung hatte.

Wenn auch mit einigen Vermiſchungen, war es doch vornehmlich die Partei des ‚National‘, welche hier eine Art debattirender Station hielt und dem Kafé du Grand Balkon eine nicht geringe hiſtoriſche Bedeutung zuertheilte. Der National, einſt das mächtige Organ Armand Carrel's, wurde ſeit dem Tode dieſes ausgezeichneten Publiziſten nach ſeinem Duell mit Herrn von Girardin, von Armand Marraſt, dem ſpäteren Präſidenten der republikaniſchen Nationalverſammlung redigirt. Wohl hatte dieſes Blatt noch durch den Ruhm ſeines erſten Leiters bedeutendes Anſehen; aber es war doch längſt von der Höhe philoſophiſcher Polemik in die Sphären mächtiger republikaniſcher Tiraden und leidenſchaftlicher Angriffe herabgeſtiegen. Dennoch repräſentirte es die junge Zeit, die republikaniſche Jugend Frankreichs; und Armand Marraſt liebte es ſehr, als Führer derſelben ſich anerkannt zu ſehen. Marraſt ſtrebte dabei, verſchieden von den meiſten anderen Mitarbeitern am National, nach einer mit idealen Tugenden dekorirten Republik; eine Idee, die vornehmlich die Generäle Cavaignac und Lamoricière begünſtigten. Trotzdem hatte ſich Marraſt mit Louis Blanc und Flocon im Kafé verbunden, welche beide den kommuniſtiſchen Republi-

kanismus vertraten. Außer diesen drei interessanten Persönlichkeiten lernte ich einen sehr geistreichen Mann, mit Namen Philippi, kennen, der später der Redakteur des am 24. Februar gegründeten sozial-republikanischen Blattes ‚La République' wurde. Ich darf hierbei nicht vergessen anzuführen, daß ich auch im Kafé du Grand Balkon zuerst die Herren Crémieux und Emil de Girardin sah, obgleich beide sich nicht jenem Zirkel anschlossen, der in der Mitte des Februar an die Reformbankette eine große Lebensfrage anzuknüpfen begann.

Trotz meiner Betheiligungen an den öffentlichen Verhältnissen eines Landes, welches ich mich gewöhnt hatte als meine neue Heimat zu betrachten, vernachlässigte ich doch nichts in den Pflichten meiner Stellung, die mir allerdings nur sehr leichte Fesseln auferlegte. Ich betrachtete diese Betheiligung an den Klubs rein wie eine ebenso interessante, denn belehrende Lieblingsbeschäftigung, um derentwillen ich mich meiner Kontorstellung nicht enthoben zu sehen wünschte. Aber unwillkürlich bekam ich einen ziemlich lüsternen Geschmack nach den politischen Debatten, besonders, als in der Mitte des Februar die Reform der Charte stark verlangt wurde und in ganz Frankreich jene Bankette arrangirt wurden, die das Königthum aufessen sollten. Es gewährte mir ein ganz harmloses Vergnügen,

bei gebratenen Nieren, Fricandeau, Medok und Champagner die hohe Politik debattiren zu hören, bis eine grundfidele Genossenschaft aus diesen Versammlungen wurde. Wenn jemals ein aufrichtiger Freund der Herren Guizot oder Duchâtel diesen politischen Meetings beigewohnt hätte, das Ministerium würde nie den großen Fehler begangen haben, das angesetzte große Reformbankett zu untersagen und damit die Revolution herbeizurufen; ich bin im Gegentheil überzeugt, daß man in dem Saal der Champs Elysés, wo das große Bankett am 22. Februar gehalten werden sollte, groß getobt, getoast und pokulirt hätte, ohne jemals von dort aus eine Revolution zu bewirken. Doch scheint es, daß gerade in harmlosen Hülsen die Petarden enthalten sind, welche die Mächtigen zerstören; vielleicht deßwegen, damit die Großen der Welt stets im Unklaren über die Nähe der Gefahr bleiben und einem Gespenste nicht entfliehen sollen, welches mit seinen eisernen Armen ihnen naht, um sie zu vernichten. Unstreitig hat in ganz Frankreich kein Mensch vermuthet, daß die Bankette das Königthum stürzen werden; wohl niemand hat an eine so plötzliche Errichtung der Republik gedacht; — niemand, als ein Einziger vielleicht, der Angst vor dem Gespenste hatte und das Erscheinen desselben

selbst heraufbeschwor: dieser Einzige war Louis Philipp, König der Franzosen.

„Bravo," hörte ich am 23. Februar noch Marrast ausrufen, als er seinen Kafé trank, „wir werden eine neue Kammer und einen neuen Paragraphen erobert haben!"

„Mehr als das," meinte Louis Blanc und zog die feinen jouvin'schen Glacéhandschuh von seinen reizenden Mädchenhänden; „wir werden eine neue Verfassung bekommen!"

Marrast begnügte sich mit dem Triumph eines Paragraphen; Louis Blanc mit dem einer neuen Charte: vierundzwanzig Stunden später waren beide gleichwohl Mitglieder der französischen Regierung, die auf dem zerschlagenen Thronsessel der Orleans ihre Dekrete schrieb.

Durch das Verbot Guizot's, welches das am 20. Februar von dem Bankett-Ausschuß, zu dem Odilon Barrot, Havin und die Redakteure des National und Constitutionel gehörten, angesetzte kolossale Reformbankett in den elyséeischen Feldern untersagte, entzündete sich erst eine drohende Aufregung in den Reformklubs, welche nun an die Verwirklichung einer Demonstration gegen das Ministerium Guizot dachten. Einzelne Mitglieder der Bergpartei in der Deputirtenkammer hatten sich mit Armand Marrast vereinigt, um ein Manifest zu

redigiren, welches im National erscheinen sollte und das, neben der Forderung von Guizot's Entlassung und der Reform der Charte, einen Aufruf an alle Pariser enthielt, sich an dem angesetzten Bankett trotz des ministeriellen Verbotes zu betheiligen.

„Aber das Militär!" rief ein Theil der Versammelten.

„Aber Ihr werdet eine Revolution hervorrufen!"

„Bah," entgegnete Ledru-Rollin; „Ihr müßt wissen, daß Revolutionen durch Brechpulver entstehen; hat man sich übergeben, ist man wieder gesund!"

Eine heftige Debatte entstand nun, ob dieser Artikel im National erscheinen solle oder nicht; die Meisten forderten dieß von Marrast; andere suchten mit Mäßigung diesen Plan scheitern zu machen. Doch wurde ein bestimmtes Abkommen nicht getroffen, und der Artikel stand in der That am nächsten Morgen in den Spalten des National.

Die Wirkung war ungeheuer; denn Tausende von Menschen wurden nach den elyséeischen Feldern gelockt und wogten von da ab in den Straßen von Paris, bereit, beim ersten Anstoß einen Kampf mit den Truppen zu unternehmen.

Als ich mit Philippi am Abende des 22. Februar auf die Boulevards trat, waren diese von

aufgeregten Gruppen vor den Kafés und den Theatern dicht besetzt. Man sang die Marseillaise und Spottlieder, brachte dem Ministerium und Guizot die kräftigsten Pereats und hörte unaufhörlich den Ruf: Vive la Réforme! Die verhaßten Munizipalgardisten standen überall und hatten an einzelnen Punkten, besonders auf dem Konkordienplatze die heftigsten Krawalle mit dem Volk gehabt. Dennoch aber waren ernste Katastrophen noch nicht eingetreten; nur die Luft hatte jene ängstliche Schwüle, die den Gewittern voraufzugehen pflegt.

In der Rue Montmartre begegneten uns zwei Arm in Arm gehende, in eifrigem Gespräch vertiefte Männer.

„Kennen Sie diesen Herrn noch, der den Kleinen untergefaßt hat?" fragte mich Philippi.

Ich glaubte Herrn von Girardin wiedererkannt zu haben.

„Gut; wissen Sie wohl, was Herr von Girardin will?"

„Was mag er wollen?" entgegnete ich.

„Minister will er werden!"

In der That trachtete zu jener Zeit der Redakteur der ‚Presse' ebenso stark nach dem Besitz eines Portefeuilles wie später, im Jahre 1851, nach dem Staatsstreich. Beidemale freilich lohnte man

dem klugen Girardin mit Undank und machte ihn zu seinem Aerger nicht zum Minister. —

Der 23. Februar zeigte, daß der Polyp Paris sich geregt hatte. Die Truppen waren auf den Beinen, die Nationalgarde alarmirt und die Barrikaden wuchsen aus der Erde empor. Ein feiner, durchdringender Regen fiel auf das schlüpfrige Pflaster, ohne jedoch die Menschenmassen zu vertreiben, welche mit der, die Franzosen niemals verlassenden Jovialität, den Regen als Erfrischungsmittel ansahen und beim Anrücken der Munizipalgarden selber lachend die Barrikaden forträumten, um sie gleich darauf von neuem unter Pereats und dem Gesang der Marseillaise aufzubauen.

Indessen sollte dieses Spiel bald einen düsteren Charakter annehmen.

Die historische Bedeutsamkeit des Bastillenplatzes für alle pariser Revolutionen dokumentirte sich auch in den Tagen des Februar. Wie immer, hatte sich auch dießmal die größte Menge des Volks am Fuße der Julisäule gruppirt, die, als Symbol des Triumphes der Volksgewalt über die legitime Macht, gewissermaßen einen Altar des französischen Volks bildet, an dessen Stufen es gern seiner Göttin, die oben auf dem Kapitol der Säule gut festgenagelt ist, Opfer bringt.

Um diesen Platz herum stand jener Theil des pariser Volks, der sich nicht aufgelegt fand, den anrückenden Munizipalgarden die Barrikaden wegzuräumen, sondern im Gegentheil diesem Beginnen Widerstand entgegensetzte. In der Straße Transnonain, wo der Marschall Bugeaud befehligte, kam es sogar zu den blutigsten Szenen; ebenso in der Rue St. Martin und du Temple.

Trotzdem schien der drohende Sturm sich zu legen, als sich die Nachricht verbreitete, daß Guizot, bleich und gallig, der Deputirtenkammer angezeigt habe, der König habe den Grafen Molé beauftragt, ein neues Ministerium zu bilden. Die Nationalgarde und Linie theilten diese Nachricht dem Volke mit, welches nun zum großen Theil jeden Mißstand für beseitigt hielt und gegen Abend jubelnd über die illuminirten Boulevards zog.

Ein immenser jubelnder Volkshaufen, untermischt von Frauen und Neugierigen, sowie solchen Personen, die, wie ich, nach polizeilichen Ansichten gar nichts auf der Straße zu suchen hatten, wallte zu Tausenden die Boulevards hinab und sang, unter dem Schein vorangetragener Fackeln, die Marseillaise, brachte Lebehochs vor den Bureaux des National aus und verlangte vor dem Ministerium des Auswärtigen, vor welchem Linientruppen aufgestellt waren, weiteren Durchzug nach der Made-

leinekirche. Zugleich forderte man die Illumination des dunklen Ministerhôtels, als die Truppen, welche sich durch diese Ansinnen irritirt fühlten, das aufgeregte Volk durch eine drohende Bewegung mit ihren Waffen reizten.

Der Tumult stieg aufs höchste. Eins jener seitdem berühmt gewordenen Mißverständnisse mußte, wahrscheinlich auf Seiten des Volks, einen Schuß sich entladen lassen, der, wenn er wohl auch niemanden verletzt hat, doch das Signal der eigentlichen Revolution wurde.

Ergrimmt senkten die Truppen ihre Gewehre herab und entluden, von dem bösen Dämon des Königthums getrieben, eine rollende Salve auf das dicht vorstehende Volk.

Einige Minuten darauf war alles dumpf und still, nur das Wimmern der zum Tode Getroffenen tönte durch die Luft. Aber dann gellte jener furchtbare, unbeschreibbare Schrei der blinden und entfesselten Volkswuth.

„Verrath!" schrie man.

„Rache!" tönte es von tausend Lippen.

Wild suchte sich ein Jeder vor einer neuen Salve zu flüchten. Mit Blitzesschnelle stürzten sich Hunderte in die Nebenstraßen und wie durch Zauberkraft erstanden nach diesem gellenden Racheruf die Barrikaden aus der Erde. Das Militär selbst

schien wie betäubt von der entsetzlichen Wirkung seines unseligen Beginnens.

Plötzlich erhob sich aus der Mitte des zusammengeballten Volkshaufens eine Bahre, auf der mehrere Verwundete röchelnd und im Todeskampfe neben bereits Entseelten lagen. Das Blut aus ihren Wunden tropfte auf die Menge herab: alles erstarrte bei diesem entsetzensvollen Anblick; nur die Luft hatte jenes sonderbare Murmeln, welches man bei jeder Revolution vernehmen kann.

Inmitten der Röchelnden stand eine riesige Männergestalt hoch auf der schwankenden Bahre, die von Blousenmännern getragen wurde. Mit flammendem Blick und entblößten, nervigen Armen hob dieser Athlet ein junges, bleiches, von der Salve erschossenes Weib hoch, hoch über die Köpfe der entsetzten Menge; das aufgelöste Haar hing der Todten flatternd von dem bleichen, mit Blut bespritzten Haupt herab.

„Rache!“ schrie mit furchtbarer Stimme dieser Riese, indem er nach allen Seiten seine gräßliche Last zeigte; „Rache! Man mordet! Das ist mein Weib!“

Ein wildes Wuthgeschrei folgte diesen Worten. Ein zweiter Mann sprang ebenfalls auf diese mit Sterbenden beladene Trage und beleuchtete das schauerliche Bild mit der grellen Glut einer Fackel.

Man schrie und fluchte; man rief nach Rache, und tausend donnernde Echos antworteten diesem wilden Volksgeschrei.

Während die mit Steinen und einzelnen Waffen versehene Menge, diese grauenhafte Standarte über sich, in einen wilden Kampf mit der Linie gerieth und bereits Miene machte, das Ministerhôtel zu stürmen, trug man auf anderen Tragen die Todten fort. Jeder Bahre folgte ein düsterer Rachehaufen mit zischenden Fackeln. Überall, wo die Leichen vorüberzogen, entblößten sich alle Häupter in finsterem Schweigen, um dann in donnerndem Wuthgeschrei nach Waffen zu stürzen.

Inzwischen war Nationalgarde herangerückt, die von Seiten des Volks mit lautem Vivat willkommengeheißen wurde. In demselben Augenblick, als die von der Volkswuth arggedrängte Linie von neuem die Gewehre senkte, um ein anhaltendes Feuer auf das Volk zu richten, hörte man das Klirren der Waffen von Seiten der Nationalgarde, welche ihre Bajonnette über die der Linientruppen kreuzte.

„Schießt nicht!“ schrie eine Stimme, „oder wir schießen auf Euch! Wir wollen nicht, daß das Volk getödtet werde!“

Betroffen und entmuthigt durch die unerwartete Drohung, setzte die Linie ihre Gewehre ab. Einen

Augenblick schien sie ihre Macht in Gedanken mit derjenigen zu messen, die ihr Widerstand entgegensetzte; aber es war zu sichtbar, daß Volk und Nationalgarde zusammen der Linie überlegen waren. Infolge dessen kapitulirte sie denn mit der Nationalgarde und überließ, indem sie sich nach der Madeleinekirche zurückzog, dieser den Schutz des Ministerhôtels.

Mitten unter den Rufen: Vive la garde nationale! Vive la troisième legion! stieg ein Major der Truppe auf eine Erhöhung und nahm das Wort.

„Bürger!“ rief er, „Ihr wollt Guizot nicht?“

„Nein!“ donnerte einstimmig die Antwort entgegen.

„Und Molé?“

„Nein, nein! Nicht Molé! Vive la Réforme!“

„Bürger! Es ist eine Petition an die Kammer von Seiten der Nationalgarde abgegangen; wir werden eine andere an den König senden.“

„Ja! Wir wollen Reform der Charte! A bas Guizot! A bas Molé!“

„Bürger!“ fuhr der Major fort, „es wird sich ein demokratischer Ausschuß bilden, der die Rechte des Volkes mit Energie begehren wird. Wir machen jetzt Revolution; aber man soll uns nicht düpiren wie 1830.“

In der That bildete sich noch in der Nacht ein demokratisches Komité, welches den König Louis

Philipp mit seinen Forderungen in den größten Schrecken setzte.

Die Verwirrung in den Tuilerien war inzwischen aufs höchste gestiegen, um so mehr, als Molé kein Ministerium zustandebringen konnte und bereits Nachrichten einliefen, daß die Nationalgarde und einzelne Linienregimenter den Kampf gegen das Volk verweigerten. Die königliche Familie war in Bestürzung; der König selbst verlor alle Energie.

„Sire," sagte ihm Dupin am Abende des 23. Februar, „das ist eine Revolution."

„Aber wen will man denn an meinen Platz setzen? Wer soll denn König werden?"

„He, Sire — niemand!"

Der König, der Guizot bereits auf seinen Wunsch mit weinenden Augen entlassen und Molé zum Minister ernannt hatte, obgleich dieser noch kein einziges Dekret abgefaßt, griff in seiner Verzweiflung zum äußersten Mittel und berief Thiers, damit er ein neues Ministerium bilde. In seiner Verblendung ernannte er überdieß Bugeaud zum Oberbefehlshaber der Truppen, obgleich dieser General allgemein verhaßt war und die Bekanntwerdung seiner Ernennung jede Versöhnung vernichten mußte.

Herr Thiers kam um Mitternacht zum Könige und machte ohne weiteres Odilon Barrot,

Lamoricière und Duvergier de Hauranne zu seinen ministeriellen Kollegen. Der König unterschrieb blind alle Ernennungsdekrete, sowie eine Proklamation des neuen Ministers, welche Reform der Charte, Amnestie und eine neue Kammer versprach. Damit glaubte Louis Philipp jede Gefahr beseitigt zu haben.

Thiers sollte jedoch nur noch zum Untergange des Königthums für diese Nacht Minister sein. Während die Erbitterung des Volkes durch die andauernden Einzelkämpfe in den Straßen von Paris immer drohender und gefahrvoller für den Thron wurde, befand sich das Staatssteuer in dieser wichtigen Nacht ohne jede leitende Hand. Guizot bekümmerte sich um nichts und Thiers benutzte die Nacht allein dazu, von seinen Kollegen die Antwort einzuholen, daß sie wirklich mit ihm Minister sein wollen. Sie glaubten gerade die Regierung zu bilden, als es schon keinen König mehr in Frankreich gab.

Wohl hatte Thiers die Proklamation Louis Philipp's in Händen, deren schnelle Bekanntmachung wahrscheinlich die Gemüther besänftigt hätte; aber Herr Thiers fand sich aus unbekannten Gründen veranlaßt, diese Proklamation erst um 9 Uhr Morgens bekanntzumachen, in demselben Augenblick, als sich die Nachricht in Paris verbreitete,

Bugeaud sei Kommandant der Hauptstadt. Diese letztere Unvorsichtigkeit des Königs erhöhte noch mehr das böse Blut; das an den meisten Punkten siegende Volk war keineswegs bereit, seinen Triumph unausgebeutet zu lassen, und wurde um so stärker in seinen Anforderungen, je mehr es sich zeigte, daß keine Regierung im Lande vorhanden sei und keine Energie von oben herab sich der überfluten-den Volksströmung entgegenstemme. Wohl suchte man durch die Absetzung Bugeaud's und Ernennung Lamoricière's noch einmal die Gefahr zu beschwichtigen; aber es war bereits der letzte Glockenschlag des Königthums verhallt — es war zu spät!

Als der König am 24. Februar sich nach einem kurzen Schlafe erhob, begrüßten ihn die traurigsten Nachrichten, von denen die des Abfalls der meisten Linienregimenter die erschütterndsten für ihn waren. Verzweifelt stieg der König zu Pferde und nahm die Revue der Truppen vor, welche im Hofe des Karoussel zum Schutze der Tuilerien aufgestellt waren.

Der König, welcher gewohnt war, stets mit den Zeichen der Liebe von den Truppen begrüßt zu werden, hörte bei dieser letzten Heerschau keine Sympathien erschallen, wohl aber den für ihn vernichtenden Ruf:

„Vive la Réforme!"

Von diesem Augenblicke an gab Louis Philipp alles verloren und merkte, wie wunderbar schnell und selbstständig die Weltgeschichte läuft.

Er trat betäubt in seine Zimmer hinein und hörte mechanisch die auf ihn einstürmenden Rathschläge seiner Familie und vieler Personen mit an, die sich ganz unbefugt bis in die intimsten königlichen Zimmer gedrängt hatten.

Herr Emil von Girardin fehlte hierunter nicht; es handelte sich in diesem Augenblick für ihn, das Portefeuille zu erwerben.

„Sire," sagte er, indem er sich heftig an den unglücklichen König drängte; „Sire, es gibt nur noch ein Mittel das Königthum zu retten."

„Welches?"

„Abzudanken!"

„So werde ich abdanken!" rief Louis Philipp. —

Ein Freund von mir, der sich in jenem Augenblick, wie viele andere, um den König befand, erzählte mir, daß die Königin Marie Amalie über diese matte Willfährigkeit Louis Philipp's außer sich gewesen sei.

„Es sind hier Verräther!" rief sie zornig aus; aber der König hatte jeden Muth verloren und setzte sich inmitten einer ihm fast fremden Menge hin, um die Abdankungsurkunde zu schreiben.

Herr von Girardin machte sein Kompliment an die Herzogin von Orleans, deren Regentschaft ihm sein Glück versprach.

In dem Augenblicke, als Louis Philipp die Abdankungsurkunde beendet hatte, ergriff Crémieux dieselbe und wunderte sich, daß der König kein Wort von der Regentschaft der Herzogin von Orleans geschrieben habe.

Der König nickte nur mit dem Kopfe und Crémieux entfernte sich, die Urkunde in der Hand.

Eingeschüchtert von einer ihm rathenden Menge und von dem Geschrei des Volkes, welches bereits tobend in den Tuilerienhof eingedrungen war, verließ bald darauf der König voller Angst mit seiner Familie das Frühstück, die Tuilerien — und damit sein Reich. — —

Von einem befreundeten Deputirten geführt, war ich etwa nach ein Uhr Mittags auf dem Konkordienplatz und auf dem Wege, um der heutigen Sitzung in der Kammer beizuwohnen, als ich drei kleine Kabriolets bemerkte, die aus dem Tuileriengarten schnell über den Eintrachtsplatz fuhren.

„Was ist das?“ fragte ich meinen Begleiter überrascht.

„Diese drei Wagen?“ meinte dieser; „was soll es sein? Drei Wagen, mein Lieber!“

„Doch sehen Sie nur, wie vollgepackt von Menschen sie sind!“

„Bah, machen wir nur, um noch früh in die Sitzung zu kommen!“

Wir ahnten beide nicht, daß in diesen drei Kabriolets das Königthum aus Frankreich fuhr.

Als wir in die Deputirtenkammer traten, herrschte dort eine namenlose Aufregung; die Tribünen waren überfüllt und selbst die Korridore des Sitzungssaales mit Fremden besetzt. Ich bekam durch die Freundlichkeit meines Begleiters einen Platz im Hemiscycle, gerade der Rednertribüne gegenüber.

Eben hatte sich die Kammer in Permanenz erklärt und der Präsident theilte der Versammlung mit, daß die Herzogin von Orleans und der Graf von Paris der Sitzung beiwohnen würden.

Wirklich trat einige Minuten später die Herzogin von Orleans in den Sitzungssaal, an der einen Hand den bleichen, krank aussehenden Grafen von Paris, an der andern den kleinen Herzog von Chartres; ein Diener und einige Abgeordnete folgten der bleichen, unglücklichen Frau, die inmitten eines respektvollen Schweigens und begrüßt von einzelnen Rufen: „Es lebe die Regentin! Es lebe der Graf von Paris!“ kaum einige Schritte von mir entfernt unter der Rednerbühne Platz nahm.

Herr Dupin erklärte darauf, daß der König Louis Philipp zu Gunsten des Grafen von Paris unter der Regentschaft seiner Mutter soeben abgedankt habe. Ein großer und von nun stets anhaltender Tumult folgte dieser Eröffnung, die von einem Theile mit Akklamation, von einem andern mit Opposition begrüßt wurde.

Mitten in dem gewaltigen Lärmen hörte man plötzlich die Thüren des Sitzungssaales einschlagen; eine aufgeregte Masse von Blousenmännern und Nationalgardisten flutete zwischen die Sitze der Deputirten, bis zur Tribüne hin, so daß es nur mit der größten Mühe einzelnen Mitgliedern der Kammer gelang, die bleiche Herzogin von Orleans und den zitternden Grafen von Paris vor einer völligen Umschließung dieser Leute zu schützen. Durch den furchtbaren Lärm, den Lamartine's Stimme von der Tribüne herab nicht im geringsten übertönen konnte, erscholl plötzlich der Schrei:

„Schießt nicht! Schießt nicht! Es ist ja Lamartine!"

Unwillkürlich folgte ich den entrüsteten Bewegungen der Uebrigen und sah von der, ebenfalls mit Blousenmännern erstürmten, Tribüne herab, ein Büchsenrohr im Anschlag auf die Rednerbühne, die eben Lamartine innehatte. Der wüthende Arbeiter, der die Büchse angeschlagen hatte, wurde erst nach

Anstrengungen seiner Genossen dazu bewogen, Herrn von Lamartine, der ruhig seiner Gefahr ins Antlitz sah, nicht niederzuschießen; wohl aber brannte ihm der Schuß so in der Hand, daß er mit wildem Fluche seine Kugel in jenes große Gemälde sandte, welches, dicht hinter dem Präsidentenstuhl, die Beschwörung der Charte durch Louis Philipp darstellte.

Bleich und mit einer Thräne im Auge sah ich die unglückliche und erschrockene Herzogin jetzt dicht an mir vorüber wanken, dem Herzoge von Nemours und einigen treuen Deputirten folgend, die sie aus dem wildbewegten Sitzungssaal hinaus zu führen trachteten. Aber, auf der letzten Bank der Montagne angelangt, setzte sich die Mutter des Grafen von Paris wieder nieder und schien zu glauben, daß ihre Gegenwart noch das Königthum zu retten vermöge.

Bald jedoch wurde ihr diese letzte Hoffnung geraubt.

Der Deputirte Marie schrie über die tobende Versammlung hinfort, daß eine provisorische Regierung errichtet werden solle. Sogleich folgten lebhafte Bravos von allen Seiten und der einmal ausgesprochene Gedanke wurde von allen Rednern vertheidigt, die nun auf die Tribüne traten. Das waren Crémieux und Odilon Barrot, dessen Rede zu Gunsten des Grafen von Paris

diesen veranlaßte, die Versammlung zu grüßen, als wäre er bereits der anerkannte König. Herr von Girardin verlangte das Wort für die Herzogin, aber der Lärm war so entsetzlich, daß ein einzelner Satz nicht mehr vernommen werden konnte.

Endlich übertönte Ledru-Rollin's großartige Stantorstimme diesen Tumult. Er verlangte eine provisorische Regierung.

Das immer zuströmende Volk schrie, wild mit den Säbeln schlagend, dazwischen:

„Nieder mit der Regentschaft! Es lebe die Republik!"

Herr von Lamartine bestieg die Tribüne und kam endlich zu Worte. Ich sah ganz deutlich, wie die Herzogin von Orleans wieder alle Hoffnungen aus ihren Augen leuchten ließ, als der gefeierte Dichter sprach, den sie immer nur als ihren Freund gekannt. Herr von Lamartine forderte gleichwohl die Einsetzung einer provisorischen Regierung, und — zerschmettert mit ihren Hoffnungen, getäuscht, verzweifelnd und weinend, verließ die königliche Frau den Saal der Deputirten.

Jetzt stieg indessen der Lärm auf eine so entsetzliche Höhe, daß sich auf vielen Gesichtern der Deputirten die Angst vor ihrem drohenden Schicksale zeigte. Man schlug mit den Kolben auf den Bänken, auf den Tribünen und auf der Estrade des

Präsidenten; man schoß selbst, die Säbel klirrten auf den Dielen des Saales, und zum erstenmale lernte ich alle Annehmlichkeiten kennen, die eine Pöbelherrschaft verherrlichen.

Einige Mitglieder schrieen, die Sitzung aufzuheben. Als der Präsident sich mit dem Hute bedeckte, donnerten die Stimmen des wilden Volks:

„Hut ab! Achtung vor dem Volk! Nieder mit der Kammer! Nieder mit dem Präsidenten!"

Drohende Fäuste machten ihre wenig zweideutigen Bewegungen und es schien in diesem Augenblicke mehr Muth zum Fliehen zu gehören, als zum Ausharren dieser gräßlichsten aller Tyranneien.

Ledru-Rollin benutzte jedoch dieses sich geltendmachende Volksregiment dazu, der wilden Pöbelmasse die Zustimmung zur Wahl der provisorischen Regierung, deren Mitglieder er bereits verzeichnet hatte, abzuverlangen. Durch diese Schmeichelei seiner Macht beruhigte sich die Versammlung etwas, und Ledru-Rollin bestieg die Tribüne, um die Namen der neuen Regierung auszurufen und die definitive Ernennung der einzelnen Mitglieder von dem Ja und Nein des Volkes abhängig zu machen.

Mit seiner Löwenstimme rief er demnach folgende Namen auf:

Dupont (de l'Eure), Lamartine, Marie, Arago, Garnier-Pagès, Ledru-Rollin, Crémieux.

Fast alle bekamen ein einstimmiges Ja! — Ledru-Rollin hatte sich selber nicht vergessen.

Mir gelang es jetzt, einen Ausgang zu erreichen, und eine Versammlung zu verlassen, welche mir den höchsten Respekt eingeflößt hatte. Als ich an die Tuilerien kam, loderte in dem Hofe derselben bereits eine dicke, qualmende Flamme, die durch die königlichen Möbel genährt wurde. Das Volk raste sich in den Zimmern des Königs Louis Philipp aus; es zerschmetterte die kostbaren Gemälde, Spiegel, Uhren und Porzelansachen; schleuderte die Möbel aus den Fenstern herab, daß sie knallend auf dem Pflaster des Hofes zerschellten und von wilden Gesellen auf den Scheiterhaufen getragen werden konnten. Dokumente und Briefe flogen ganz oder halbverbrannt frei umher; die kostbare Wäsche war schwarz vom Kothe und halb verkohlt, und in den, dem Pöbel geöffneten Zimmern des Königs betranken sich viele an dem Wein aus den Kellern, zerschlugen die Statuen und kostbaren Geräthe und legten bereits Hand daran, dieß alte Schloß der französischen Könige niederzubrennen, ein Vorhaben, welches nur durch die Geistesgegenwart eines Arbeiters vereitelt wurde, der mit Kohle an die Mauern der Tuilerien schrieb: ‚Hospice des Invalides civils.' In der That wurde von diesem Tage an bis zum Juni das Schloß der Tuilerien ein Lazareth für die Arbeiter.

Noch ein wesentliches Ereigniß sah ich an diesem historischen Tage.

Lamartine und ein Theil der übrigen, als Regierungsmitglieder in der Deputirtenkammer proklamirten Personen, hatten sich sogleich nach dem Stadthause inmitten einer jubelnden und tobenden Volksmasse begeben, um von dort aus feierlich die neue Regierung zu proklamiren. Inzwischen jedoch hatte man auch in dem Bureaux des ‚National' die Ereignisse sehr wohl verfolgt und für die Glückseligkeit des souverainen Volkes insofern Bedacht genommen, daß man ebenfalls eine provisorische Regierung konstituirte, ebenfalls unter dem Beifall einer großen Volksmenge.

Beide Regierungen stritten nun im Stadthause über die Legitimität ihrer Ansprüche, und waren mindestens so vernünftig, daß sie sich beide für rechtmäßig hielten und zu einer einzigen zusammenvereinigten. An Regieren war aber am 24. Februar gar nicht zu denken, das war ein Tag, an welchem Frankreich keinen Kopf hatte. Die vor dem Stadthause versammelte Volksmenge verlangte alle Augenblicke so viel anderes von der Regierung, daß diese nur zu beantworten hatte und Lamartine niemals ein glänzenderes Rednertalent entfaltete, als an diesem verhängnißvollen Tage, der ihn zur Regierung berief.

Man wollte die Köpfe Guizot's und Duchâtel's, ja manche sogar den des kleinen Thiers. Herr von Lamartine war es, der den Grimm des Volkes beschwichtigte und dasselbe versöhnlicher stimmte. Man drohte ihm, aber er ließ sich nicht einschüchtern; man schoß auf ihn, aber er behielt seine kalte Fassung und schlug mit der Blume seiner Worte die Rohheit des Volkes, die Fahne der rothen Republik, die Guillotine und die Waffen der politischen Rachlust zu Boden.

Die definitive provisorische Regierung hatte sich nun folgendermaßen konstituirt:

Dupont, Präsident; Lamartine; Arago; Ledru-Rollin; Marie; Crémieux; Armand Marrast; Garnier-Pagès; Arbeiter Albert, und als Sekretäre, denen später gleicher Rang wie den übrigen eingeräumt wurde, Louis Blanc und Flocon.

3.

Es lebe die Literatur!

Die neuen Journale. — Die Freude eines Federmenschen. — Die Volkssouverainetät. — Die Nationalwerkstätten Louis Blanc's. — Fröhliche Zigeunerkreise. — Gérard de Nerval. — Houssaye. Gautier. Janin. Karr. Méry. — Considérant's Fourierismus. — Ein Zigeunerleben. — Vaudeville-Lorbeeren. — Monsieur Merle. — Lireux. Jouy. — Ein Original. — Literarische Liebesnoth.

Unter den Wirren, welche mit der Einsetzung der Republik ihre schrankenlose Herrschaft in Paris begannen, gründete die siegreiche Partei, außer einer Unzahl Klubs, viele größere und kleinere Journale unter Lamennais, Raspail, Bareste, Barbès, Huber und anderen, deren jedes der Nation eine eigene Glückseligkeit oktroyiren wollte. Lamennais' Blatt ‚Le peuple constituant' bestand nur einen Tag; das Organ einiger Mitglieder der provisorischen Regierung: „La République" erhielt sich von allen diesen Blättern, deren größtes und bedeutendstes es auch war, am längsten, nämlich bis zum Staatsstreich von 1851.

Auf den Vorschlag Philippi's, der Redakteur der République war, verließ auch ich das Kontor wie eine Stätte desjenigen Geldes, welches mir nicht gehörte, und trat stolz in das Gebiet des Journalismus ein, um so mehr, als sich sehr lockende Bedingungen damit verbanden und mein bisheriger Chef selbst mich zum Betreten der neuen Karriere ermunterte.

„Der Journalismus," sagte er zu mir, „ist heute die beste Art, um Karriere in Frankreich zu machen; benützen Sie die Gelegenheit gar, und es wird Ihnen schon der Erfolg entgegenkommen."

So wurde ich denn Journalist und gab mir alle Mühe, täglich mein grundgutes Deutschland nach der besten Façon zu bearbeiten, die ihm zu jener Zeit überhaupt abgewonnen werden konnte.

O du gebenedeite Literatur! du hattest niemals einen begeisterteren Jünger als mich! Wie eine Geliebte habe ich dich geküßt und gekniffen, und so lange ich eine Feder geführt, ließ ich dich leben, weil du mich auch leben ließest, wenn ich auch später zu drei Viertel verhungert war: Es lebe die Literatur!

Als ich zum erstenmale etwas von mir gedruckt sah, las ich es wohl zehnmal durch; freute mich über die albernen Typen und sprang auf einem Beine in dem Redaktionszimmer umher; ich konnte mir nichts anderes denken, als daß man

diesen Artikel verschlingen, den Autor hervorholen und im Triumph und mit Kränzen geschmückt auf die Schultern heben werde; ich träumte, daß dieser Artikel alle Menschen so begeistert machen müsse, wie mich, und daß die Welt sich verändern würde; freilich stand die Welt trotz seiner still, die Menschen wurden auch nicht rasend vor Entzücken darüber und er lebte nur einen einzigen Tag; aber ich wußte mich darüber zu trösten und hoffte jeden Tag einen gleichen Triumph, bis am anderen Tage mein Artikel wieder Makulatur war.

Doch, ich war ein Mann der Politik, ein Mann der Feder und der Zukunft, und nahm alle Gravität an, die einem Redakteur so schön steht, der jeden Tag Weltgeschichte macht, Regierungen verketzert und seinem in Revolutionskrämpfen liegenden Deutschland mit der Weisheit eines kleinen Sokrates von ungefähr Predigten hält. Freilich hüllte auch ich mich in jene große Erhabenheit, die Schriftsteller besitzen, wenn sie sich von ihrer Nation mit Undank belohnt glauben und nur die edle Befriedigung genießen, auch einen Theil zur Anfertigung von Makulatur geliefert zu haben. Aber das verhinderte mich nicht, eine unausstehliche Liebe für die Feder zu bewahren, die mir als das Instrument der künftigen Staatswürde erschien. Wohl hatte auch ich jenen germanischen Schrecken vor dem Amte eines

Zeitungschreibers, den man ja in Deutschland wie einen Ranggenossen des Scharfrichters anzusehen pflegt; bald verlor sich indessen dieß beunruhigende Vorurtheil; denn ich gewahrte von Tag zu Tag mehr die Achtung, in welcher der harmloseste Federmensch in Frankreich steht.

Im Champagnerrausch über mein Glück, ein Schriftsteller zu sein, und überdieß benebelt von dem achttägigen Ruhm und dem Gelde, welches mir eine kleine politische Broschüre verschaffte, ließ ich nicht die geringste Gelegenheit vorübergehen, die Literatur leben, lieben und blühen zu lassen, und bin darüber, glaube ich, nie ein ganz schlechter Politiker geworden. —

Die Volkssouverainetät fing mittlerweile schon im Februar an, ihre glückselige Herrschaft mitten im Stadthause und in der Regierung einzusetzen. Die Herren Lamartine, Arago und Marrast galten bereits als Reaktionäre und wurden für Feinde des Volks gehalten, weil sie vernünftig waren. Nur Ledru-Rollin, Louis Blanc und Flocon waren die Männer der Zeit und hatten das Glück, von dem freien Volke mit sublimer Vergötterung gründlich tyrannisirt zu werden.

Das Arbeitervolk und die Klubisten waren im eigentlichen Sinne die Herren von ganz Frankreich geworden; unter ihrem Einfluße wurden Or-

donnanzen erlassen, die oft ganz entgegengesetzte Gedanken enthielten, als wie der gemäßigtere Theil der provisorischen Regierung sie Tags vorher erlassen hatte. Das Drängen nach Einführung des absoluten Sozialismus, der sofort die Armuth ausrotten und den Arbeiterstand auf eine sorgenlose Stufe der Existenz heben sollte, fand nirgends einen hemmenden Damm und bewirkte jenes wilde Ueberfluten von unreifen Ideen, die zum Glücke Frankreichs im Junikampfe außer Herrschaft gesetzt wurden.

Das erste Recht, welches das souveraine Volk von einer zwiespältigen und schwachen Regierung bewilligt erhielt, war die Unterstützung durch Geld und Brotmarken. Jeder, welcher Geld brauchte oder Brot haben wollte, hatte ein Recht, beides vom Maire seines Arrondissements zu verlangen. Millionen wurden auf solche Weise verausgabt und die souverainen Arbeiter tranken dafür auf das Wohl der Regierung. Louis Blanc, welcher diese ebenso verderblichen, als unsinnigen Grundsätze, ebenso wie die über die Gleichheit der Arbeitslöhne, in besonderen Vorlesungen entwickelte, sah selbst die drohende Gefahr ein und glaubte durch die Errichtung der Nationalwerkstätten von Vincennes die baren Geldaustheilungen aufheben zu können. Ein souveraines Volk arbeitet aber nicht. Tausende machten sich täglich auf, anscheinend um ihr Geld sich in

den Nationalwerkstätten zu verdienen; aber schon an den Barriéren wurde dieser Gedanke von ihnen verspottet und auf den Ebenen vor Vincennes konnte man damals ein lustiges, zahlreiches Volk sehen, welches an Würfel- und Marketenderbuden, vor Polichinelle's und Jongleurs seinen Wein trank, die Nationalwerkstätten allein arbeiten ließ und am Abende, nach dem der für dieß Vergnügen erhaltene Tagelohn verjubelt war, unter Gesang und Lebehochs in die Thore von Paris mit Fahnen und fidelen Frauen wieder einzog. Die Regierung war so ohnmächtig dagegen, daß das in den Fauteuils der alten Pairskammer tagende Arbeiterparlament mehr denn sie selbst regierte, und die verzweiflungsvolle Energie, welche sie endlich gegen diese Souverainetät des Volkes an den Tag legte, die blutigen Ereignisse des Mai und die entsetzlicheren des Juni zur Folge haben mußte. —

Wenn ich nun auch keinesweges diesen Wirren und politischen Aufregungen fremd blieb, so boten sich mir doch Bekanntschaften dar, welche dafür sorgten, meine Mußestunden in lieblicherer Weise verbringen zu können. Dieselben umfaßten Künstler und Schriftsteller, Schauspielerinnen, Maler und Dilettanten, die sich in keiner Zeit und unter den größten Aufregungen niemals bedeutend mit Politik beschäftigen, sondern anstatt sich der bitteren

und und[illegible]ankbaren Diskussion hinzugeben, bald neckisch, bald träu[illegible]erisch an den Blumen der Kunst und der Poesie [illegible] riechen. Die Schöngeisterei florirte in diesen klein[illegible]n Kreisen; man besang und poetisirte sie; sie erwe[illegible]te Lächeln, Witz und Bonmots, und der kleine literari[illegible]sche Segen zog durch den Einen oder der Anderen dor[illegible]ein; die Musen wurden geliebt und geweckt, und der [illegible]Literatur ward bald beim Dejeuner, bald beim Diner, he[illegible]ute beim Kafé, morgen in einer jovialen Soiree ein [illegible]lautes Vivat gebracht, entweder weil man sie liebte, o[illegible]ber von ihr, wie die Frankenstücke bewiesen, geliebt wu[illegible]rd. Mit unendlicher Freude denke ich noch heute an [illegible] diese reizenden Zirkel, die nie gemacht wurden, son[illegible]dern immer neu sich bildeten, sobald einige jener Geis[illegible]er sich irgendwo vereinigten; es war keine Koterie, keine kritisirende Literatengesellschaft, keine hechelnde, geistreich sein-wollende Versammlung; sondern eine kleine, heilige, lebenslustige Feier des Esprit und des Witzes, die mich mit den reizendsten, ja oft mit sehr graziösen Bekanntschaften beglückte. In diesen Kreisen verlor ich die Wirrniß meiner Tagesbeschäftigung; die Jugendlust perlte munter empor und schäumte wohl auch oftmals über; mein Herz jauchzte in kleinen Wonnekaprizen laut auf; der Schnurrbart zog sich durch das Lächeln bis an die Augen heran und keck und frisch knallte es aus

meiner Brust heraus, wie der Kork vom Champagner: Es lebe die Literatur!

Glückliche Zeit meiner Jugend, wo keine Sorge mir nahe trat und die Freude die sanfte Königin meines Lebens war! Ach, damals blühten zum erstenmale in meinem Leben die Blumen desselben; ihre knospenentstiegenen Blüthen flocht' ich damals zu Sträußen; später gelang es mir nur, noch einzelne derselben mit Genuß zu besitzen: — endlich, und gewiß zu früh! welkten sie alle, alle!

Die interessanteste Freundschaft, welche ich in jener, vom Glück gesegneten Epoche meiner Jugend machte, war die Gérard de Nerval's, welche zugleich ein Zusammentreffen mit den zahlreichen Freunden dieses liebenswürdigen Charakters bewirkte, und mich bald hier, bald dort, bald im Fluge, bald in engeren Zirkeln, schon damals mit Arsène Houssaye, dem Direktor der Comédie française, mit Theophile Gautier, dem liebenswürdigsten Plauderer; mit Jules Janin, dem Vater aller Feuilletonisten; mit dem satyrischen Alphonse Karr; dem guten Archivar Stadler; dem freundlichen Méry und manchen anderen Künstlern, Dichtern, Schauspielern und Schöngeistern zusammenführte. Auch wurde durch Gérard mir später noch zu mancher anderen Bekanntschaft Gelegenheit geboten, wie

beispielsweise zu der von Heinrich Heine, der innig befreundet mit Gérard war.

Dieser etwa vierzig Jahr alte Mann war unstreitig einer der besten und liebenswürdigsten Schriftsteller und einer der originellsten Charaktere, die man finden konnte. Gérard war ein Dichter bis ins kleinste Détail des Lebens hinunter; sein Herz träumte und liebte und dichtete nur; er war offenherzig wie wenige, bescheiden, witzig, liebenswürdig und dabei so reizend melancholisch, daß er glücklich an der Seite der Prosa seiner Zeit vorüberwandelte, ohne sie zu sehen, und immer durch sein Ideal eingewiegt, auch stets in jenen märchenhaften Sphären der Poesie lebte, wo die traurigen Wirklichkeiten dieses Lebens erbleichen und die holde Lüge unserer Träume ihren Anfang nimmt.

Gérard war gleichwohl im Jahre 1848 der Politik nicht ganz fremd geblieben; er liebte das fourier'sche Phalanstère und glaubte in seiner naiven Herzensgüte, daß die Annahme desselben nothwendig für das Glück der Menschheit sei. Viktor Considerant, der, eifrigster Schüler Fourier's, sich damals von neuem mit Cabet und anderen Ikariern regte, übernahm es, Gérard's Sozialismus gleich im Beginnen wieder zu ersticken.

„Ich war ein Fourierist wie nur Einer," erzählte er mir; „ich träumte das Glück der armen

Leute in der Ausführung des Phalanstère; aber jetzt bedanke ich mich dafür."

„Und weßhalb?"

„Teufel, seitdem mir Considerant unlängst in allem Ernste versichert hat, daß ganz Paris erst bis zum Grunde demolirt werden müsse, ehe seine Lehre praktisch auszuführen sei, habe ich den Schrekken wegbekommen. Dieses schöne Paris demoliren! O nun bin ich kein Fourierist mehr und liebe dieß Paris!"

In der That blieb Gérard auch von nun an jeder politischen Meinung so fremd, wie er es stets vorher gewesen war; er träumte und liebte in seiner Poesie, bis er sich endlich in seiner Schwermuth in einer Sackgasse erhängte.

Gérard mußte einem Deutschen um so größeres Interesse einflößen, als er ein germanisches Element in sich trug, welches durch seinen Vater, der als Offizier der napoleonischen Armee lange in Deutschland gestanden, sorgsam entwickelt worden war. Er war achtzehn Jahre alt, als er den Faust übersetzte, und zwar so glücklich, daß Göthe selber im Gespräche mit Eckermann die belobendste Freude über diese Arbeit an den Tag legte. Auch zeugen einzelne Uebersetzungen deutscher Balladen und Lieder, so wie die Uebertragung der heine'schen Ar-

beiten, die er im Auftrage des deutschen Dichters unternahm, von seiner innigen Sympathie zu dem deutschen Wesen.

Die später so unheilvoll für ihn sich ausbildende Schwermuth seines Gemüths entsprang vornehmlich aus dem Fehlschlagen einer Jugendneigung, deren Gegenstand ein vornehmes Mädchen, Adrienne, war. Adrienne sollte in ein Kloster gehen und Gérard entsagte ihr deßhalb, aber mit unendlichem Gram im Herzen. Der härteste Schlag traf ihn jedoch, als er zu seiner Verzweiflung zufällig Adrienne als Sängerin der Opéra-Comique erblickte; er wollte es kaum glauben; aber das Unglaubliche war Wahrheit geworden, wie so manches Andere in der Welt. Gérard war außer sich; er sah Adrienne von Liebhabern umschwärmt und sich nicht mehr von ihr gekannt; er lief zu Dumas und schreib mit diesem den Operntext der Königin von Saba, den Meyerbeer komponiren sollte; der berühmte Maestro lehnte dieß jedoch aus Chikane gegen Dumas ab und Gérard konnte nicht seine Absicht erreichen, Adrienne die Hauptrolle darin spielen zu sehen und mitten in ihrem Triumphe sie wieder um die alte Liebe zu bitten, wie er es sich geträumt hatte. Auch starb Adrienne bald darauf plötzlich und der schwärmerische Geliebte drückte nun unter den Seufzern eines klagenden Herzens dessen theuerstes Bild entzwei. —

Gérard legte dem Gelde gar keinen Werth bei, und er war ebenso glücklich, oder wenn man will ebenso unglücklich, wenn er keinen Sou besaß, oder die Tasche voll Goldstücke hatte. Wie ein Vogel lebte er unbekümmert um die Lebensfrage von einem Tag zum andern; schrieb aus Liebhaberei bald reizende Novelletten, bald Feuilletonartikel oder literarhistorische Porträts, wie z. B. über H. Heine in der Revue des deux mondes, auch wohl Theaterstücke; oder veröffentlichte etwas von seinen Erlebnissen aus Italien, Deutschland und dem Orient; wie denn sein Voyage en Orient und das frühere Werk Les filles du Feu zu den liebenswürdigsten Schriften der neueren, sogenannten Zigeunerliteratur gehören. Gérard war der edelste Typus eines Bohémien, eines literarischen Zigeuners, der mit einer unvergleichlichen Poesie sein harmloses Vagabondenleben führte. Er hatte in allen vier Weltgegenden von Paris eine Mansarde; schlief bald im Faubourg Montmartre, bald im Quartier latin, und man wußte nie, wo er zu Hause war. War seine Kasse gefüllt, so beeilte er sich, allen seinen Freunden irgendetwas zu schenken; dem kaufte er ein altes Buch; jenem eine Statuette; dem dritten ein Bild; für sich aber suchte er in irgend einem Trödlerladen eine Antike, die er leidenschaftlich liebte und mit welcher er aufs bizarrste irgendeins seiner Dach-

zimmer ausschmückte; so kaufte er einst ein altes, wurmstichiges Bettgestell für einen unverschämten Preis, weil ein Schelm ihm versicherte, daß in demselben Margarethe von Valois 1519 im Schlosse zu Tours geschlafen habe.

Zigeuner der Literatur, liebte er diese wie eine heimatliche Stätte; er pflegte sie und amüsirte sich mit denen, welche sie betrieben; er ließ sie leben und feierte sie mit der Naivetät eines glücklichen Kindes; aber er verachtete es, täglich seinen Ruhm auszublasen. Sanft und bescheiden, erröthete er, sobald man von seinen Werken sprach; er glaubte sich nur für einen kleinen Soldaten in der großen Armee der Schöngeister halten zu können und war weder ehrgeizig noch eifersüchtig auf anderer Ruhm. Mein Gott! die ehrlichen Schriftsteller arbeiten und sinnen voller Liebe darüber, der Literatur ein kleines Ornament zu geben, so gut wie sie können, und dafür erhalten sie dann kaum ihr Bißchen Brot; während die klappernden Handlanger der Literatur durch die Trompeten der literarischen Buschklepper täglich gepriesen werden und, ohne bittern Schweiß der Anstrengung und des guten Willens, das sorglose Leben aller Charlatane zu führen verstehen. Es lebe die Literatur!

So dichtete und arbeitete auch Gérard, unbekümmert um die Posaunen der literarischen Tages-

fliegen; er liebte seine Freunde und wurde von Allen wieder geliebt; er lebte immer inmitten eines lustigen Kreises mehr oder minder berühmter Maler, Schriftsteller oder Künstler, aus dem er dann wohl plötzlich für Wochen oder gar Monate lang verschwand, entweder weil er sich in seine immer größer werdende Schwermuth einsam versenkte, oder weil ihm über Nacht der Gedanke gekommen war, eine Promenade nach Deutschland, Griechenland oder Kairo zu machen. —

In jenen Kreisen lebenslustiger Musensöhne wurden auch beim Dejeuneur oder Kafé oft sehr muntere literarische Produktionen in Kompagnie gemacht. Fanden sich mehrere Genossen im Café de la Gaîté oder sonst wo zusammen, so sprach und lachte man über dieß und jenes, bis man sich dahin vereinigte, alle diese Scherze und Bonmots zu ordnen und zu dramatisiren. So entstand manches Vaudeville beim Frühstück oder Mittagbrot, und auch ich machte meine Couplets oder kleinen Szenen, die meist eine satyrische Auffassung irgendeines gerade dominirenden politischen Gegenstandes zum Grunde hatten und, gewöhnlich am nächsten Abende nach der Geburt im Theater der folies dramatiques oder de la gaîté aufgeführt, drei bis vier Abende lebten und ihre sechs bis acht vergnügten Väter mit dem leichten Lorbeer der Vau-

devilledichter und manchen blanken Goldstücken zu einem neuen, mit den lachenden Schauspielerinnen genossenen Mittagsmahl oder Souper belohnten. Dieses literarische Vergnügen verschaffte uns die heitersten und kostbarsten Abende; oft saßen wir im Parterre und sahen der ersten Aufführung unseres kleinen einaktigen Scherzes mit zu; bei jedem Witz oder bei jeder versteckten politischen Bosheit riefen wir Bravo, und zwar um so mehr, je schlechter das Couplet war; jede Opposition wurde rein todtgeklatscht. Dann wieder ließen wir es uns nicht nehmen, eine kleine Schauspielerin zehnmal in einem Akte, oder uns wohl gar selber nach Beendigung unseres Stückes zu rufen; natürlich erschien dann niemand, und wir pfiffen den Regisseur aus, der mit der drolligsten Miene von der Welt dem Publikum versicherte, das Stück habe gar keinen Autor. Zuweilen kamen wir auch dem Publikum zuvor und pfiffen aufs unmenschlichste jedes Couplet und jeden Witz aus, den wir selber gemacht hatten; ereignete es sich dann wohl, daß die Zuschauer anderer Meinung waren und Bravo schrieen, so entstand ein so grauenvoller Tumult, daß der Vorhang fallen mußte und ein Gensdarm uns sogar eines Abends hinauswarf, weil wir unser eigenes Stück ausgepfiffen hatten.

Mehreremale hatte ich auch Gelegenheit, den ältesten aller Pariser Kritiker in seiner Wohnung zu besuchen, wo ich wieder andere Künstler und Schriftsteller, wie August Lireux, kennen lernte. Dieser Senior der pariser Feuilletonisten war Monsieur Merle, ein sehr gravitätischer Mann von mehr denn sechszig Jahren, Redakteur der „Quotidienne" und eine der sonderbarsten Persönlichkeiten, die existirten.

Monsieur Merle, wie er selbst von seiner Tochter genannt wurde, war 1848 ein kranker Mann, der nicht mehr das Zimmer verließ, sondern seine Theaterartikel nach den Manuskripten schrieb, die ihm die Autoren zusandten. Als Kritiker und Vaudevillist hatte Monsieur Merle ungemein fruchtbar gearbeitet, und man zählt mehr denn hundert kleine Stücke, die er geschrieben. Auch war er unter dem ersten Kaiserreich Direktor der Comédie française und lange Zeit des Theaters der Porte St. Martin gewesen.

Mir kam Monsieur Merle, der auch nicht sehr viel Geld hatte, weil er das ‚Handwerk' verachtete, stets wie der Fürst der literarischen Zigeuner vor. In seinem ganzen Wesen lag etwas vornehm aristokratisches, wie es die altenglischen Lords und die großen Staatsmänner besitzen; er lächelte nur sehr herablassend, war aber, wenn ihm seine Gesellschaft

gefiel, der liebenswürdigste Erzähler der pikantesten Anekdoten; dabei war er gelehrt, vollkommen uninteressirt und so ehrlich, wie derb in seiner Sprache; trotz alle Dem beleidigte er nie, wenn er aussprach, was bei andern gemein geschienen hätte, und mit derselben Offenheit, wie einst Richelieu, hätte er dem Könige sagen lassen: „Sire, ich habe den Durchfall!" War seine Parole auch nicht: Es lebe die Literatur! so sah er in der Handhabung derselben doch eine Pflicht, deren gewissenhafte Ausübung ihm Ehrensache war. Mit einer skeptischen Gleichgiltigkeit gegen den Ruhm und seine Seifenblasen, schrieb er nur, wenn es durchaus seine Pflicht erheischte, stets nur für das Bedürfniß des jeglichen Tages und wenn ihm sozusagen das Messer an die Kehle gesetzt worden war.

Monsieur Merle wollte nichts von der literarischen Zelebrität wissen. Das berühmte Buch ‚der Eremit der Chaussee d'Antin' hatte eigentlich ihn zum Verfasser, während Herr von Jouy noch heute als Vater desselben gilt. Herr Jouy hat aber später in dem Eremit von Guinea gezeigt, wie wenig er ohne Monsieur Merle zu leisten im Stande ist. Der Eremit der Chaussee d'Antin war zur Kaiserzeit das berühmteste Buch, welches wohl seine zwanzig Auflagen erlebte, die alle Herr Jouy sich allein bezahlen ließ, während sein Mitarbeiter mit der größ-

ten Gleichgiltigkeit nur das Honorar von der ersten Auflage erhielt. Als man ihn fragte, weßhalb er seine Rechte nicht verlange, sagte er: „Es ist ja schon so lange her!“ Freilich starb Jouy denn auch sehr reich und Monsieur Merle war immer in dürftigen Verhältnissen; aber er rechnete nie und kümmerte sich nie um Geldangelegenheiten; freigebig und edelmüthig gab er jedem, der ihm bedrängt schien, und forderte niemals etwas zurück.

Alles hielt er jedoch auf eine gute Tafel; er aß mit Methode und mit dem Appetit eines Marschalls von Sachsen. Jeden Abend mußte er seine Knoblauchsuppe haben, die er um Mitternacht zu sich nahm. Nichts ersetzte ihm die heimatliche Knoblauchsuppe und nichts ließ sie ihn vergessen. War er einmal früher schlafen gegangen, so wachte er sicherlich um Mitternacht auf und begehrte seine Suppe, die er keinen einzigen Tag seines Lebens aussetzte.

Zur Zeit, als Monsieur Merle noch Theaterdirektor war, hatte er einmal den englischen Mimen Cooke selbst aus England herbeigeholt und bei dieser Gelegenheit sich leidenschaftlich für England begeistert. Seit jener Zeit wurde von ihm nur schön und gut befunden, was von jenseits des Kanals kam. Shakspeare, der Strand, der Komfort und die Messerschmiedarbeit von London schienen ihm über alles Andere

erhaben. Hatte er zufällig seine Brieftasche verloren, so sagte er beim Eintritt in seine Wohnung:

„Gebt mir drei Hemden."

„Willst du denn wieder nach London reisen?" fragte gewöhnlich seine Frau, die ehemalige Schauspielerin Dorval, darauf.

„Ja," entgegnete Monsieur Merle gravitätisch, „ich habe meine Brieftasche verloren."

„Aber ich versichere Dir, Monsieur Merle," (selbst seine Frau, die man Madame Dorval nannte, sprach so zu ihm), „daß man in Paris auch sehr hübsche Brieftaschen verkauft."

„Papperlapapp — gib mir drei Hemden!"

Und Monsieur Merle reiste dann wirklich nach London, von wo er nach zwei Tagen mit einer neuen Brieftasche zurückkehrte. So ging es bei jeder Scheere, jedem Federmesser und anderen nothwendigen Kleinigkeiten: „Gebt mir drei Hemden!"

Alsdann kannte man die Bedeutung dieser Worte und versuchte es nicht, ihn zurückzuhalten.—

Verhinderte mich nun auch meine tägliche Beschäftigung bei der Redaktion, vollauf dieß etwas burschikose, aber reizvolle Zigeunerleben zu führen, so blieben doch jene Stunden, die ich in diesen Kreisen genoß, immer die lieblichsten meiner Erinnerungen. Auch habe ich von dort her jene naive, fast fromme Liebe zur Literatur bekommen, die dort wie

eine heilige Kunst und wie ein lebenskräftiger Genuß gefeiert und niemals durch gemeine Spekulation und Mißbrauch profanirt wurde. Es ist mir manchmal späterhin närrisch vorgekommen, aus kindlicher Pietät für die Literatur zu leiden, zu hungern und schäbigen Gesellen den Vorrang und die Sorglosigkeit lassen zu müssen; die Literatur kam mir zuweilen wie eine spitzbübische Hetäre vor, die gerade dem am meisten dient, der sie malträtirt, und den schmachten läßt, der ehrlichen Sinnes um ihre Freundschaft buhlt; ich bekam oftmals Lust, den undankbaren Minnedienst aufzugeben und einen anderen Gegenstand meiner Neigung zu suchen; — aber sei es nun Gewohnheit, sei es nun wirkliche Liebe oder auch Thorheit: habe ich an die schönen Stunden der ersten literarischen Zeit gedacht, so liebte ich immer diese grausame Schöne von neuem, hätte mich von ihr wie ein Hund halbtodt schlagen lassen, und würde doch noch die Hand geleckt haben. O selige Zähigkeit eines deutschen Gemüths! O verbohrte Hoffnung und Sehnsucht, sich immer bitterere Leiden und Qualen zu verschaffen! — —

Aber wenn auch! Vielleicht bekam ich gerade wegen der Schläge solche pudelnärrische Liebe zur Literatur, in die mich ein albernes Ungefähr hineinwarf. Und hört's auch nicht auf, gibt's auch immer in Essig getränkte Schwämme und Wermuth als

Lohn dafür; lebt man auch gleich wie ein Paria und ein Zigeuner und näßt die trockene Brotkruste, die man sich ehrlich verdient hat, mit den bittersten Thränen der Noth und der Armuth, so ist man doch ein deutscher Proletarier seines Geistes, ein deutscher Schriftsteller und — es lebe die Literatur!

4.

Cara Italia.

Schweizer Prosa. — Am Comersee. — Durch die Lombardei nach Florenz. — Die Akademien. — Die Theater. — Der italienische Charakter. — Pergola und Cocomero. — Alfieri. — Benefize. — Die drei Abonnements. — Die italienische Aristokratie. — Der Capo-Comico. — Pisa. — Lungarno. — Zwei reizende Signoras. — Lucia. — Mondscheinliebe. — Zwei graziöse Diebinnen. — O cara Italia. — Genua.

Wichtige Aufträge, zu deren Ausrichtung man mich erwählte und welche der Politik nicht ganz fremd waren, enthoben mich meiner bisherigen Journalistenstellung und wiesen mich im Sommer 1849 nach Italien.

Wohl schied ich mit Bedauern von dem schönen Paris, den lieben Freunden und Bekannten, der angenehmen Beschäftigung, die geregelter und weniger erregend unter der Präsidentschaft Louis Napoleon's geworden war; aber theils lockten die Reize meiner vorgeschriebenen Reise mich so sehr, daß ich eine Annehmlichkeit um die andere wohl

6

zu vertauschen bereit war; theils war meine Reise auch keineswegs ein Abschied für immer von Paris, wenn auch Monate darüber vergingen, ehe ich von meiner Ausflucht nach der über alles geliebten Hauptstadt Frankreichs zurückkehren konnte.

Die mir zugebote gestellten Mittel sowohl, wie die Natur meines Auftrages, gestatteten mir ganz mit der Freiheit und Befriedigung von Neigungen zu reisen, die ein Mann stets besitzt, wenn er eben aus der Schule des savoir vivre gekommen. Zu keiner Zeit habe ich mehr an eine glückliche Vereinigung von Staatskunst und Liebe geglaubt, wie damals, und dieselbe praktisch ins Werk zu setzen war für mich ebenso große Sehnsucht, als späterhin auch Genuß. So reiste ich denn reich an Gelde und an frohem Jugendsinn von Paris ab, machte zuerst Station in Lyon und betrat dann mit aller Ehrfurcht eines auf flachem Lande Gebornen und Erzogenen die Gebirge der Schweiz.

Es ist wahr, daß ich vor den schönen Fluten des Genfersees, den alten Schneehäuptern, Gletschern und nackten Felsen den höchsten Respekt bekam, den jemals ein Sterblicher gefühlt; aber die eingefleischte deutsche Einbildung von der Ehrlichkeit der Schweizer, ihrer Freiheit und Manneskraft sank wie ein Nebelbild beim Strahl der Morgen-

sonne zu Boden. O du lieber Gott der Biederkeit! Wenn alle deine Kinder den Schweizern ähnlich sind, bist du doch nur ein Vater ausgemachter Grobiane, die nur Spuren von deutscher Gastfreundschaft (an deren Existenz ich überhaupt späterhin gar nicht mehr glaubte) entfalten, wenn ihre schamlose Habgier etwas gesättigt wird. Und was diese Leute Freiheit nennen! Ach, die Samojeden mögen es damit noch besser meinen, als diese Herren Schweizer, die egoistischste, kleindenkendste, großmäuligste Nation, welche jemals ein republikanisches Firmaschild getragen hat. Ich läugne gar nicht, daß die Männer dort recht dicke Waden und breite Schultern haben, und die Frauen, wie schon der selige Jean Jacques Rousseau bemerkte, so starke Busen besitzen, daß man unwillkürlich glaubt, jede dieser plumpen Mägde habe die zwei Hälften eines Globus unter dem Halse; doch diese Erkenntniß guter Nahrungskost und gesunder Waden war die einzige, welche mir als eine Tugend dieses Volkes erschien, und so wenig beneidenswerth überdieß, daß die Reize eines zierlichen Fußes, eines anschwellenden Beines und eines sanftgeformten Herzhügels der Pariserinnen und anderer liebenswürdigen Städterinnen mir viel lockender vorkamen. Da man aber sehr häufig eine Nation und ein ganzes Geschlecht nach den Erfahrungen beurtheilt,

die man unter ihm gemacht, so mögen andere die Ehrlichkeit, Freiheit und Gesundheit der Schweizer auch anders beurtheilen, denn ich, der nicht im geringsten Grund hatte, über die schweizer Grobheit und Renommisterei, ihre politische Kleindenkerei und fleischigen Körper bei diesem ersten Aufenthalt, wie bei einem später wiederholten, in die kleinste Begeisterung zu gerathen.

Die erste Begeisterung über meine Reise überfiel mich am Lago Maggiore, und ein etwas leichtsinniger aber schöner Grad derselben an den Gestaden des hinreißenden Comersees, unweit der Villa Carlotta. O cara Italia! rief ich aus und schwelgte in dem Anblick der hier hingebetteten paradiesischen Natur, bis das lächelnde Gesicht einer genuesischen Witwe, die ihre Villegiatur am Comersee hielt, anfing mich mehr über die schönen Frauen Italiens, als über die Natur der gestiefelten Halbinsel zu entzücken. Am Ende hätte ich gar über dieß Entzücken den Hauptzweck meiner Reise vergessen; aber zu meinem Glücke und meinem leiblichen Wohl raffte ich mich aus dem dolce far niente in der Villa der genuesischen Witwe nach drei Wochen empor und schied con amore von dem wahrhaftigen Paradiese, wenn auch nicht der Welt, so doch meines Lebens, und mit einer unendlichen Verehrung für die Liebenswürdigkeit und

Gesundheit der wachsreinen Signoras mit ihren schwarzen Augen.

Es handelte sich jetzt bei mir um eine schnelle Ankunft in Venedig, was freilich für italienische Postbehörden ein Problem ist, und sonderlich in jener Zeit, wo kaum der Pulverdampf der Revolution verflogen war.

Und in der That, die noch immer kriegerischen Verhältnisse Oberitaliens machten es mir für dießmal unmöglich, mein Ziel zu erreichen. Schon vor Mantua war ich gezwungen, wieder umzukehren und über Parma nach Genua und von dort nach Florenz zu reisen. Wohl war der sardinische Staat durch die Abdankung Karl Albert's, und der toskanische durch die noch frischen Ereignisse von Novara in großer Aufregung; aber in dem reizenden Florenz war nur wenig von den leidenschaftlichen Gemüthsbewegungen zu spüren, hauptsächlich, weil gerade dieser Theil des italienischen Volks einer der energie- und muthlosesten der gesammten Halbinsel ist.

Es konnte meiner Wißbegierde nirgends besseres Material geboten werden, als in dem an aufgestappelten Kunstschätzen reichen Florenz. Vornehmlich lernte ich dort das Wesen des italienischen Theaters kennen, welches, so schlecht es auch ist,

doch ein hervorragender Tummelplatz des gesammten öffentlichen Lebens von Italien bildet.

Alle Theater Toskana's und besonders die von Florenz werden von Akademien geleitet. Jede Akademie präsidirt einem Theater, welches davon seinen Namen entlehnt. Eigentlich sollen die Akademien dem ihnen anvertrauten Institute noch mehr als den Namen geben; deßhalb sind sie denn auch nicht geizig mit den besten Wünschen für dessen Wohl.

Jede dieser Akademien ist sehr reich an Mitgliedern, deren Zahl zuweilen bis zu zweihundert ansteigt, welche alle das Theater wie Vormünder ihre Mündel lieben. Man darf demnach auch nicht bezweifeln, daß die Damen Euterpe und Melpomene äußerst glücklich durch die Zahl ihrer Vormünder seien, da manche Mündel schon von einem einzigen überglücklich gemacht wird. Diese hohe Protektion, welche die Töchter Jupiter's und Mnemosyne's genießen, kostet dem Impressario oder Theaterdirektor nur zweihundert Plätze, und zwar, wie bei Akademikern nicht anders zu denken ist — Fauteuils. Man sagte mir auch, daß zum Glück die Akademiker viel an Krankheiten leiden, und besonders an Harthörigkeit, wenn das Wohl ihrer Institute einige Geldopfer erheischt. Die Akademien bezahlen nie und die Theater von Florenz haben deßhalb auch noch kein Gas, was ich meinestheils sehr angenehm

fand; denn wie viel Geheimnisse entschleiert das Gaslicht nicht in den Theatern! Wie viel Geliebte werden dadurch nicht verrathen! Es mag nun wohl ein angeborner Erbfehler sein, daß ich viel auf Geheimnisse und auch auf Geliebte halte.

Die Hôtels der Dame Euterpe oder Melpomene in Florenz sind sämmtliche Häuser von unscheinbarem Aussehen, die über der mit zwei Laternen versehenen Thür die Abzeichen und die Devise ihrer schutzbefohlenen Akademie tragen. Das Zeichen der Pergola, des ersten Theaters in Florenz, ist eine Windmühle, welche auch das Siegel der ‚Akademie der Unbeweglichen' bildet; darunter steht die Devise: in sua movenza è fermo, was heißen will, daß die Akademie unbeweglich in ihrer Bewegung ist, ein Calembourg, der etwas antiakademisch erscheint. Außerdem sind noch die Akademien der Arrabiati, d. h. der Begeisterten; der Infuakati, d. h. der im Feuer seienden, und der Rustici, die größten in Florenz.

Die Namen der Theater selbst bedeuten meist gar nichts, sondern sind häufig dem der Straße entnommen, in der sie gelegen sind; so gibt es ein Theater Cocomero, Wassermelone; außer den Theatern Alfieri und dem Cirkus Goldoni, haben alle übrigen Museninstitute einen mehr oder minder cocomerischen Namen. Aber Cocomero ist gleich-

wohl dasjenige Theater, in dem die Florentiner weinen, wo man Myrra, la Pia und Maria Stuarda spielt, wo die Ristori gefeiert wird und später die Rachel in den Rollen der Phädra und Adrienne Lecouvreur auftrat.

Die Beständigkeit ist die Tyrannei des Herzens, und in einigen Dingen lieben die Italiener diese Art von Tyrannei, wenn auch gerade nicht in Hinsicht des Herzens selber. Aber ihre Beständigkeit der Gewohnheiten und Vergnügungen ist höchst bemerkenswerth; so wird man schwerlich eine Signora nach einer anderen Kirche zur Messe gehen sehen, als zu der, welche sie seit langer Zeit besucht; sie hat stets dieselbe Stunde für diese Gewohnheit und beichtet am liebsten auch nur einem einzigen Pater ihre Sünden. Das ist ein sehr charakteristischer Zug der Italiener, der sich auch in seinen Vergnügungen nicht verläugnet. In Folge dessen findet man stets ein und dasselbe Publikum im Theater; wer die Gewohnheit hat, die Pergola zu besuchen, geht alle Tage nach der Pergola und erlaubt sich nur sehr selten eine Untreue zu Gunsten des Cocomero. Kein Wunder, daß sich dann alle Welt im Theater kennt und wie zu Hause befindet. Man gibt und empfängt dort lauter Händedrücke; man lächelt sich zu und wechselt gegenseitig Blicke, die viel mehr besagen, als alle Reden in

einer konstitutionellen Kammer. Auch ist dieß ein wahres Lebenselement der kleinen Journalisten, die täglich die für alle Italiener unentbehrliche skandalöse Chronik zu schreiben haben. Im Theater sieht er die feine Welt und ihr Treiben; er kennt alles, bemerkt alles, dieser Mann der Feder; erblickt er den Grafen X. neben der Gräfin Z. —, sogleich ein pikantes Ereigniß für die nächste Nummer; er riecht, ob eine Liebe kalt wird, oder in einer Loge Feuer fängt; er sieht die Kabale und bemerkt die Verführung: dieser Mann findet jeden Abend Stoff, eine Geschichte des Herzens zu schreiben.

In der Pergola versammelt sich die feine Welt der Stadt der Medicis; die Logen glänzen von Schmuck und reichen Kleidern, schönen Augen und blassen Wangen; in Cocomero dagegen thront hauptsächlich die Bourgeoisie oder was man in Italien den zweiten ceto nennt. Alle Welt aber liebt die Musik mehr, denn das Schauspiel, dem man gar kein Interesse widmet. Jedem elenden Maestro hört man mit Vergnügen zu; handelt es sich aber um Tragödien, so geht kein Mensch hinein, und man muß hierbei bemerken, daß nur Tragödien von Asti, meist aber von Alfieri gespielt werden.

Dieß ließ mich glauben, Alfieri, den jeder Italiener für den größten und unsterblichsten Poeten hält, habe recht das Schicksal eines berühmten Man-

nes, dessen Werke man nicht sieht und liest, aber dessen Ruhm jeder Mensch mit Faustschlägen zu vertheidigen bereit ist, wenn jemand das Unglück hat, vielleicht anderer Meinung darüber zu sein. Jede Vorstellung, welche eine Tragödie von Alfieri brachte, fand ich stets leer wie eine protestantische Kirche, in der außerordentliche Wochenpredigten gehalten werden. Die Wenigen, die den Schöpfungen des berühmten Dichters beiwohnten, gähnten oder schliefen, und gingen endlich mit dem Bewußtsein fort, daß Alfieri das größte Genie nach Dante sei. --

Die Theater der Stadt Dante's sind, mit Ausnahme des Hundstagmonats, während des ganzen Jahres geöffnet und haben ihre drei oder vier verschiedene Saisons. Jede Saison bringt eine andere Schauspielertruppe, neue Sänger, neue Stücke, neue Lieder. Das Auffällige daran ist nur, daß die Opern wirklich ein neues Repertoir erhalten; die Schauspiele dagegen ein solches lediglich versprechen und durch mancherlei Sünden, wie ich noch mittheilen werde, die Geduld der guten Florentiner narren.

Die Billigkeit des Theaterpreises in ganz Italien ist bekannt. Trotzdem gibt es aber noch ein Abonnement, welches für einen ungemein kleinen Preis den täglichen Besuch eines Theaters während der Saison gestattet, mit Ausnahme der Abende, wo außerordentliche Vorstellungen oder Benefize

stattfinden. Gilt das Benefiz einer Sängerin, so fehlt kein Mensch, besonders kein Mann von Bildung; gilt es einem Tenoristen, so fehlt kein Mitglied des schönen Geschlechts; nur dem Baß geht es schlechter; die Männer lieben ihn nicht und die Frauen noch weniger, vielleicht deßhalb, weil er gemeinhin die Rollen grausamer Väter oder tyrannischer Gatten spielt, welche die Damen in der ganzen Welt auch ohne die modulirten Brummharmonien für unausstehlich halten.

Das Abonnement selbst theilt sich in drei Klassen für Aristokratie, Bürgerstand und gewöhnliches Volk; da die Fremden immer nur für Mylords oder reiche russische Prinzen gelten, so bezahlen sie natürlich das erste Abonnement; noblesse oblige! Die Herren Studenten aber, welche immer nach der Vernichtung der Privilegien schreien, bezahlen aus Privilegium nur die dritte Klasse, ohne gleichwohl für gewöhnliches Volk zu gelten: das ist dieß nec plus ultra des Widerspruches, welcher seit Adam, der seiner Frau zu viel glaubte, und seit dem heiligen Thomas, der gar nicht glaubte, in dieser Welt besteht. Indessen darf man in diesem verschiedenen Abonnement keineswegs irgendeinen Kastengeist sehen; dieser Geist ist lange in Italien gebrochen, trotz aller Casino dei Nobili; die italienische Aristokratie besonders hat seit dem Jahre 1848

begriffen, daß die adeligste aller Klassen und die, vor welcher sich die Zeit allein beugt, die der Intelligenz ist. —

Die Hauptperson des italienischen Theaters ist der Capo-Comico, eins jener absonderlichen Wesen, welche kein Alter haben. Er ist sowohl ein junger Mann als ein Greis; meist groß von Figur und mager, ohne Backen- noch Schnurrbart, der schlechteste Paß, den er in Italien haben kann. Da er meist Witwer ist, so begleitet ihn gewöhnlich eine Tochter, und ist es keine Tochter, so doch eine Nichte, und wenn keine Nichte, so eine Schwester; auf jeden Fall aber eine junge Schülerin. Als Politiker schwärmt er für die Republik; aber er ist so gescheidt, daß er die talleyrand'sche Wahrheit stets im Sinne hat und sich erinnert, daß die Sprache dem Menschen nur gegeben sei, damit er seine Gedanken besser verberge. Obgleich er der Direktor der Truppe ist, so hält er es nie unter seiner Würde, derselben durch sein eigenes Spiel eine höhere Weihe zu geben; die edlen Väter sind sein Lieblingsgegenstand, aber auch die Liebhaber; und weßhalb auch nicht? Liebt man nicht in jedem Alter und ist man nicht immer in einem Winkel des Herzens erst zwanzig Jahre alt?

Für den traurigen Zustand, in dem sich die Theater Italiens befinden, besteht deren einzige Ret-

tung nur im Abonnement, ohne welches sie kein Leben hätten, da der Zufall von jeher ein sehr schlechter Bankier gewesen ist. So ist denn die erste Vorstellung stets ein Kampf auf Leben und Tod; bei ihr handelt es sich möglichst viele Gefangene zu machen, denn die Gefangenen sind die Abonnenten. Nach den zwei oder drei ersten Vorstellungen dagegen ist aller Eifer der Truppe entflohen, da sie nun sicher ist, ihre Abonnenten für die Saison zu haben. Jeder Andere, als der Capo-Comico, würde in die größte Verlegenheit gerathen, wie er seinem, alle Abende meist aus denselben Abonnenten bestehenden Publikum eine fortwährende Abwechslung zu bereiten im Stande sei, da eine und dieselbe Vorstellung nicht zweimal dieselben Zuschauer herbeiführen würde. Aber ein Capo-Comico wird geboren, wie ein Poet.

Zuerst gebraucht er, um stets ein neues Repertoir zu haben, die Veränderung des Namens; spielt er heut Corneille's Cinna, so führt er morgen dasselbe Stück unter dem Namen von ‚Augustus Liebe' oder ‚Augustus Sanftmuth' auf, und ein drittes Mal noch unter dem Titel ‚Augustus und seine Güte'; ferner scheut er sich nicht, jedem Stücke irgendeinen falschen Vater zu geben; Dumas, Sand, Victor Hugo und Scribe haben in Italien Stücke geschrieben, an welche sie in Frank-

reich niemals gedacht. Wird der Betrug zu arg, so fällt wohl der Vorhang unter dem Gezisch und Gepfiff des Parterre's; aber der Capo-Comico läßt am nächsten Tage dasselbe Stück unter einem andern Autorschutz von neuem spielen. Außerdem gibt es noch Olla-potrida-Stücke, ein großartiges dramatisches Tutti frutti; man spielt zuerst ein kleines Stück; dann singt ein, nach der Ankündigung, berühmter Sänger irgendein Lied; darauf erscheint ein Schauspieler als Signor Dante in lackirten Schuhen, schwarzen Beinkleidern, weißer Weste, dicker Uhrkette, schwarzem Frack, gelben Handschuhen, Halskragen à la Rose-Pompon, Kravate à la Joinville, frisirt, parfümirt, pomadisirt; ihm folgen Athleten, Akrobaten und Clowns, die der Capo-Comico stolz als die ersten Künstler Europa's annoncirt, während er sie in seiner Verzweiflung von der Straße aufgegriffen hat; strengt sich der Direktor an, so folgen zum Schluß noch kleine Houdins, Magnetiseure, Physiker und Somnambulen.

Der unerschöpfliche Geist eines Capo-Comico appellirt auch in Zeiten der Noth des Theaters an den Patriotismus der Italiener; er führt Stücke von florentinischen Federn auf, wenn er in Florenz ist, und Opern pisanischer Autoren, wenn er in Pisa ist; so unhöflich und unpatriotisch ist der Italiener nie, ein Stück von einem seiner Landsleute

unbesucht zu lassen. Im Jahre 1849 waren alle patriotischen Italiener national; der Capo-Comico führte deßhalb auch nur Stücke auf, die aus nationaler Feder geflossen waren. Genug, der Capo-Comico ist ein Mann der Weisheit, der Lüge, der Kunst, der Liebe, er ist alles in allem, ein lebendiges Tutti frutti mit zwei Beinen:

Si nasce Capo-Comico o Poeta
E coll'arte . . . non si giunge a questa meta.

Mein theuerster Aufenthalt in cara Italia wird immer Pisa bleiben, obgleich ich kaum vier Tage dort verweilte. Pisa ist eine sehr düstere Stadt, die einen großen Dom und einen schiefen Thurm hat, eine Wichtigkeit, die ich mir Zeit meines Lebens gemerkt habe und welche, nebenbei gesagt, jedermann kennt. Kaum in dieser alten Stadt angelangt und nachdem ich meinen Koffer im Hôtel abgegeben, schlenderte ich den Lungarno an den Ufern des Arno entlang, um nach der Gewohnheit Reisender, einen ersten Eindruck von einer fremden Stadt zu erlangen.

Meine unselige und unvertilgbare Leidenschaft für kleine Füße verlockte mich, zwei graziösen Gestalten zu folgen, welche anscheinend, ebenso wie ich, auf dem Lungarno promenirten. Die böse Verliebtheit ist gewiß bei jungen Leuten sehr zu entschuldigen, besonders wenn sie in Italien sind, dem

Land der Liebe. Vergnügt über den Anblick zweier reizenden Füße vor mir, ging ich dicht an den Gestalten vorbei, welche die glücklichen Besitzerinnen derselben waren, und sah mit der kavalieren Manier eines Menschen, der sich nur zu gern in Abenteuer einlassen will, unter die Hüte der beiden Damen in die reizendsten Gesichter, welche je auf dem graziösesten Wuchse vom Schöpfer geformt worden sind. Es schienen mir sehr anständige Damen zu sein; das jüngere, etwa sechszehn Jahr alte Mädchen schlug beschämt von meinem frechen Unternehmen die Augen nieder; aber ein verstohlener Blick lehrte mich etwas später, daß ich gar keinen ungünstigen Eindruck gemacht habe.

Entzückt über die sechszehnjährige Schönheit und der Nachsicht vertrauend, welche unartige Fremde überall, und in Italien bei den Frauen besonders genießen, redete ich die Damen an; ich glaube, ich fragte sie, ob es in Pisa auch Conditoreien gebe, welche Frage durch mein liebliches Italienisch gewiß einen machtvollen Eindruck auf die beiden anständigen Signoras machte; denn sie lächelten darüber und antworteten darauf mit jener Grazie, die den nüchternsten Hypochonder zu den leichtsinnigsten Streichen aufzureizen vermag.

Nach Eröffnung dieser Präliminarien war eine ausgedehntere Verhandlung sehr leicht, und in mei-

ner Wonne über die sechszehnjährige Schöne, die ihre Begleiterin Lucia nannte, plauderte ich von meinen Reisen, von Florenz und so weiter, und so weiter; der Dialog wurde so lebhaft wie in den Stücken französischer Autoren; ich erfuhr, daß auch diese Damen fremd in Pisa seien, daß sie eine große Wohnung in einem Hause des Quai bewohnen und noch zwei Zimmer derselben leerstehen haben.

„O, meine Signoras, ist es nicht möglich, daß ich diese Zimmer Ihnen für einige Tage abmiethen kann?"

Die beiden Schönen schienen betroffen von dieser Frage zu sein.

„Aber Signor..."

„Ich hasse die Gasthäuser, Signora, besonders in Italien."

„Doch wir sind Mädchen..."

„Daran zweifle ich nicht; was könnten sie aber für Grund haben, mir meine so natürliche Bitte abzuschlagen?"

Noch einmal schienen beide zu berathen. Endlich sagte mir Lucia: „Nun gut, Signor; Sie können die beiden Zimmer bewohnen, und unser Wirth bedient Sie sicherlich ebenso gut, als der im Gasthause."

„Und wann darf ich diesen glücklichen Aufenthalt beziehen?“

„Wann Sie wollen.“

„Nun, in diesem Falle sogleich.“

„Hier ist unsere Wohnung, Signor; im zweiten Stock.“

„In einer Viertelstunde bin ich hier, Signoras.“

„Wir werden Ihre Zimmer sogleich in Ordnung bringen lassen.“

Ueberglücklich empfahl ich mich den beiden reizenden Damen, eilte nach meinem Hôtel, bezahlte dem unverschämten Wirth eine Rechnung für lauter Dinge, die ich nicht einmal gesehen hatte, und fuhr, bis an die Augenbrauen verliebt, vor dem düsteren Palais am Ufer des Arno vor.

Da meine beiden Zimmer, mit dem Balkon, der nach dem Arno hinausging, in der That reizend waren, so schien mir der Preis, den die beiden Signoras mit der zartesten Rücksicht und inbegriffen aller Mahlzeiten des Tages mir abverlangten, gar nicht so bedeutend zu sein, als ihn jeder Andere gefunden haben würde, der weniger verliebt denn ich gewesen wäre. Um indessen der Nachbar dieser hinreißenden Lucia zu sein, hätte ich noch eine dreimal so große Summe mit Vergnügen gezahlt; denn, traun! hoffte ich doch dieß sechszehnjährige Herz als Lohn jedes Opfers mir zu erobern.

Meine beiden Nachbarinnen waren übrigens die reizendsten Hausgenossen, die man haben konnte; stundenlang gestatteten sie mir in ihren Zimmern mit ihnen zu plaudern, und Lucia's schwarze, feurige Augen sagten mir mehr, als ihre Lippen sprachen. Bezaubert von dieser Sirene und vielleicht auch in das Labyrinth der melancholischen Liebe hineingerathen, wurde ich seltsam blöde für mein Alter und erlitt die martervollsten Qualen, von Lucia noch nicht erhört zu sein. Der Mond, welcher sein bleiches Licht durch das Thürfenster meines Balkons mit märchenhafter Poesie warf, mußte mich noch melancholischer machen, und so ereignete sich denn der bemerkenswerthe Fall, daß ich nach Mitternacht, nachdem ich kurz vorher Lucia verlassen hatte, auf den Balkon trat, die glitzernden Wellen des Arno, der sich unter mir wie eine silberschuppige Schlange fortwälzte, sinnend betrachtete, seufzend nach dem tiefblauen Himmel blickte, die Engel auf allen sichtbaren Sternen um Kraft bat, dann zum erstenmale in meinem Leben mit liebezitternder Stimme dem holden Liebchen eine Serenade brachte und durch die Töne eines ungeschulten Gesanges mit der einfachsten Natürlichkeit eine in allen Gliedern prickelnde Liebe aussprach.

Unstreitig mußte dieß in improvisirte Verse geschmolzene Liebesgeständniß Lucia gerührt haben;

denn sie trat im reizendsten Negligee auf ihren Balkon und bat mich, nur jetzt ruhig schlafen zu gehen und am nächsten Morgen mir die Antwort zu holen.

Am anderen Morgen drückte mir Lucia denn auch zum erstenmale die Hand und lohnte mich durch einen Blick — ach, einen Blick, der mir sagte, daß dieses reine Herz mich wiederliebe.

„Heut Nacht, um Mitternacht, auf dem Balkon!“ flüsterte sie mir heimlich zu.

„Und den ganzen Tag?“

„Wir bekommen heute Besuch; können Sie nicht mir zum Gefallen heute irgendeine Promenade machen? Vielleicht nach dem Campo santo, oder dem Hafen?“

„Und weßhalb, Lucia?“

„Ein alter Onkel kommt heute zu uns; er darf nichts von unserer Liebe ahnen, Signor. O, ich bitte Sie, kehren Sie erst gegen Mitternacht in ihre Zimmer zurück; dann — dann will ich Sie auch über alles lieben!“

Welcher verliebte Mensch hätte für diese Erwartung der endlichen Belohnung nicht einen ganzen Tag Kerkerluft genossen? Mit stürmischem Entzücken versprach ich, den Wunsch dieses Engels zu befolgen, und machte mich früh auf den Weg, die altehrwürdigen Schönheiten Pisa's und den

Campo santo zu besuchen. Ich fand alles recht sehr schön, aber die nahende Mitternachtsstunde noch viel schöner; ich malte mir in Gedanken das selige Glück aus, in dieser Nacht den schönsten italienischen Engel küssen und kosen zu dürfen, an seines Herzens Schlag mich zu wiegen und an seinem sanft wallenden Busen zu ruhen. Ich kaufte mir aus reiner Liebeslust die Gesänge Tibull's und deklamirte sie begeistert zwischen den Gräbern der Pisaner; aber nirgends hatte ich Ruhe und Vergnügen, bis es endlich eilf Uhr vom Dome schlug und ich mit langsamen Schritten, aber hochklopfendem Herzen mein Haus auf dem Lungarno erreichte.

Es war alles still im Hause; nichts ließ sich hören; kein Licht war zu sehen. Bleich schien der Mond durch die Vorhänge der Balkonthür in mein Zimmer. Das Erste, was mir jetzt auffiel, war, daß mein Bett gar nicht gemacht worden; in diesem Augenblick jedoch verschmähte ich jede Reflexion darüber. Etwas betroffener machte mich schon das Verschwundensein meines seidenen Schlafrocks und meiner Escarpins, die ich nirgends zu entdecken vermochte. Ich wollte Licht anzünden; doch das Feuerzeug wie das Licht waren nicht da.

Noch immer war der Gedanke an Lucia zu mächtig, um über diese auffallenden Umstände groß besorgt zu werden, bis ich auch endlich meinen

Koffer vermißte. Ich war wie versteinert; denn dieser Koffer enthielt all mein Hab und Gut, viele mir sehr wichtige Notizen und eine bare Summe von hundert zwanzig Goldstücken, die man doch nicht in der Tasche tragen kann. Ich fühlte in jeder Ecke, unter dem Bett, überall umher — aber dieser Koffer war fort; in den beiden Zimmern war nicht eine Spur von meinem Eigenthum vorhanden; alle Stiefel, Garderobe, alles war verschwunden.

Bestürzt über diesen entsetzlichen Verlust lief ich an die Thür Lucia's und pochte; kein Laut antwortete mir; ich ging auf den Balkon und rief laut meine Nachbarinnen; nichts ließ sich hören, alles blieb still und dunkel. Jetzt dämmerte es in mir auf, daß ich aufs nichtswürdigste bestohlen sei! Aber Lucia?! Kann ein Engel stehlen? Sollte dieses reizende, unschuldige Kind eine Betrügerin sein? —

Die Beute namenloser Zweifel und Verzweiflung, erwartete ich mit Angst und Ungeduld den anbrechenden Tag. Kaum ließ sich auch nur Leben im Hause vernehmen, als ich dem Wirthe ins Zimmer lief und drohend ausrief:

„Signor, ich bin gestern bis auf meinen letzten Rock bestohlen worden!"

Der Kerl sah mich lächelnd an; dann zuckte er gleichgiltig mit den Achseln.

„Wo sind die Signoras?“ fragte ich nun.

„Abgereist!“

„Wie? Abgereist!“

„Gestern Mittag — abgereist.“

„Ah, sie werden meinen Koffer mir gestohlen haben, diese schönen Kanaillen! Wo wohnt die Polizei, Signor?“

„Bah,“ rief der Wirth; „glauben Sie, daß die Polizei sich Ihretwegen anstrengen wird. Diese Vögel sind längst aus Pisa geflogen; aber vielleicht, wenn Sie es sich Geld kosten lassen . . .“

„Mein Gott! Man hat mir ja alles gestohlen; ich habe kaum noch einige Francs!“

„Das ist traurig; aber weßhalb trauten Sie diesen Sirenen!“

Ich war wie vernichtet und seufzend murmelte ich: „O cara Italia!“ Zu meinem Glücke hatte der französische Konsul, dem ich meine Lage vorstellte, die Güte, mir das Reisegeld bis nach Genua vorzuschießen, für welche Stadt ich noch Kreditbriefe in meinem Portefeuille besaß. Am nächsten Morgen verließ ich das theure Pisa und erwartete in Genua neue Nachrichten aus Paris, die auch bald genug eintrafen und den Weg meiner Reise nach dem nördlichen Spanien richteten.

5.

Die Katakomben von Paris.

Die alten Steinbrüche. — Die Höllenpforte. — Die Kinder der Katakomben. — 1786 und 1789. — Der Hades von Paris. — Die neunzig Stufen. — Der Todtensaal. — Die Kapelle der Knochenstadt. — Alle Knochen sind gleich. — L. P. D.

Da in den heutigen Tagen der Besuch der Katakomben von Paris kaum noch möglich ist, so werden einige Mittheilungen über diese schauerlichen Gänge, die ich weiter verfolgte als viele Andere, gewiß nicht ohne Interesse sein.

Die pariser Katakomben waren einst Steinbrüche, aus denen man die Materialien zu den ansehnlichsten Gebäuden, die noch heute in der Hauptstadt Frankreichs stehen, herholte. Lustige Arbeiter mit frohem Gesang, das waren Gründer dieser Gründe. Sie zersprengten den felsigen Stein, zerrissen die Adern der Erde und jauchzten laut auf aus der breiten Brust, wenn der Bruch gelungen:

Kinder der Arbeit, Kinder der Noth,
Brechen wir fröhlich hier unser Brot!

Der Stein entzwei;
Die Arbeit vorbei —
Hurrah! Gesellen, der Lohn ist verdient!

Mit diesem Gesange wälzte man den Kalkstein aus dem Bruch hinaus und die Paläste verleibten sich ihm ein. Immer mehr Gebäude entstanden durch den Kalkbruch, den die Arbeiter sprengten; immer weiter dehnten sich die Paläste der alten Aristokratie aus, bis die Last auf der Oberfläche so schwer zu werden begann, daß der Einsturz der Gewölbe und der darauf erbauten Häuser zu befürchten stand und, um dieses zu verhüten, starke Pilaster und andere Stützen in den Katakomben angebracht wurden. So erstickten die eigenen Steine ihren Schooß, in dem sie gelegen, das eigne Kind seine Mutter.

Aus diesem Steinbruch, welcher das meiste Material zu allen Palästen des ancien régime geliefert, wurden Gänge und Schachte, Kessel und Abgründe, auf welchen sich die stolzen Gebäude des Adels erhoben. Diese Paläste wollten nicht, daß der Steinbruch wisse, was man aus seinen Eingeweiden geschaffen habe: der Steinbruch rächte sich und verschlang die Gebeine der Aristokratie. Der Steinbruch war das arbeitende, nothleidende Volk, mit dessen Schweiß der alte Adel sich nährte; das arbeitende, nothleidende Volk zertrümmerte die aristokratischen Privilegien.

An der Barriere d'Enfer ist der Eingang zu den Katakomben; sie beginnen bei der Hölle. Ihr Ausgang ist tausendfältig, bald münden sie in Abgründen, wo Unken und Schlangen kriechen; bald in Gewässern der Erde, — ein Theil mündet auf der Heerstraße nach Orleans.

Aber die Aristokratie des vorigen Jahrhunderts wollte sich breiter machen, so breit, wie sie es nicht sollte, ein kleiner Erbfehler, den man stets mit Nachsicht behandeln muß. Immer mehr und mehr seufzte der Steinbruch unter dem Gewichte seiner eignen Kinder. Die Paläste drückten die niedrige Mutterstirn. Die stolzen Kinder hätten den Hirnkasten der plebejischen Mutter eingedrückt, wenn sie damit nicht selber zu Grunde gegangen wären, was, wie sie meinten, doch sehr schade gewesen sein würde. Mit Seufzen mußten sie denn der Mutter Krücken anschaffen, damit sie stehen bleibe und ihr Zusammenbrechen nicht auch das Grab der stolzen Kinder würde. So wurde der Steinbruch zu Katakomben und die Katakomben blieben Katakomben.

Im Jahre 1786 weihte das ancien régime sie ein: der Steinbruch wurde verläugnet.

Im Jahre 1789 weihte man die Republik ein: der alte Adel wurde verläugnet.

Pomp und Luxus, je nach der eigenthümlichen Weise der Festgeber, gehören zu den Einweihungen;

als man die Katakomben einweihte, waren die Todtenköpfe der Pomp, die Gebeine der Luxus; sechs Jahre später nahm man zur Einweihung der Republik lebendige Köpfe.

Im Jahre 1786 riß man die entfleischten Gerippe aus den stummen Gräbern von Montmartre und allen Kirchhöfen von Paris, aus den alten Grüften der Kirchen und Klöster, und warf sie alle in die Katakomben. Die Knochen und Gebeine von zehn Generationen klapperten in die finsteren Grüfte des alten Steinbruchs hinunter und die zusammenrasselnden Schädel sangen traurige Hymnen; es war eine düstere, donnernde Einweihungsmusik.

Die Kirchen waren leer und die Kirchhöfe ohne Leichen, die alten Todten schliefen zusammen viel besser, als allein, und man hatte viel Platz nöthig; denn die Guillotine sollte mehr Leichen machen, als zu begraben waren. Die gute Stadt Paris hat eine Million Einwohner; die Stadt der Katakombem drei, vier und noch mehr Millionen und wieviel Knochen! Die da oben haben Fleisch und Blut; die da unten nur Knochen und Schädel; die da oben lieben und tanzen, die da unten liegen still; die da oben weinen und seufzen, die da unten liegen immer still.

Die Katakomben sind der Hades von Paris.

Schmal, finster und eng geht eine Treppe von der Barriere d'Enfer in diese Unterwelt hinab. Nur einzeln vermag der Lebendige diese Todtenleiter hinabzusteigen; — sonderbar! steigt doch auch jeder einzeln in die Gruft!

Die Treppe ist zu Ende; sie hatte gerade neunzig Stufen.

Jetzt beginnt jenes furchtbare Labyrinth von Gängen, Sälen und Kerkern, ohne Ende, schwarz und dunkel, fast eine Meile lang, eine erhabene, düstere Todtenstadt, welche über sich die Stadt der Freude und des Tanzes hat.

Nur einen einzigen Gang durch diese Polypengruft getraut sich der verwegenste Führer zu wandeln; alle anderen wagt kein menschlicher Fuß zu betreten, weil er sich verirren würde oder Gefahr liefe, in sumpfigen Stellen einzubrechen oder in Abgründe hinabzustürzen. Die Gefahr des Verirrens ist gleichwohl so groß, daß man einen Strick losrollt, der am Eingange befestigt ist.

Bei dem grellen Schein der Fackeln erscheint dieser Aufenthalt noch entsetzlicher. Man sieht, wie die rothe Flamme an den feuchten Steinen leckt und die kriechenden Insekten von der schimmelnden Decke herabfallen; wie die Kröten sich flüchten und die Unken, Molche und Schlangen zischend und pfeifend vor der Flamme in dunkle Spalten

entfliehen. Und dabei dieser Geisterschein auf umherliegende Todtenköpfe, Knochen und halbe Gerippe! Dieser unnennbare Todtenduft! Der ganze menschliche Muth rieselt ohnmächtig am Körper hinab.

Nach einer halben Stunde eines mühseligen Wanderns verliert der große Korridor seine bestimmte Richtung; er zweigt sich in kleine Nischen, in viele Gänge, Höhlen und Zimmer ab, bis endlich wieder ein breiter Gang sich öffnet, der den sogenannten Todtensaal bildet, welcher sich fast unter der Seine befindet. Das ist das riesige, fürchterliche Mausoleum Seiner Majestät des Todes; überall sein erstarrendes und starres Bild.

Am Ende dieses mit Knochen und regellosem Gebein angefüllten Todtensaales ist eine Art Vestibul, die Kapelle des entsetzlichen Mausoleums. Im Hintergrunde ist eine schwarze Thür zwischen zwei Pilastern und an derselben mit sonderbarer Schrift der Spruch:

Has ultra metas requiescunt beatam spem expectantes.

Feierlich prägt sich unsre Seele diese Worte ein; dann zittert jeder Nerv bei dem kreischenden Schrei der Eisenthür, welche in die Kapelle dieser ungeheuren Todtenstadt führt. Der verruchteste der Menschen würde erbeben vor dieser Majestät leb-

loser Knochen, die einst alle Lebendigen, wie wir, gehörten. Unwillkürlich drängt sich uns der Gedanke auf, daß auch unsre Gebeine einst so todt daliegen werden, wie diese.

Symmetrisch hat eine grausige Künstlerhand, die niemand kennt, hier von den Gebeinen der Helden und Arbeiter, der Fürsten und Bettler, ohne allen Unterschied der Stände und Geschlechter — Altäre, Kapellen und Erker in erhabenem Ensemble errichtet. Und wahrlich! alle diese Knochen sind gleich, gleich dünn, gleich steinern; kein Gold an dem einen, keine Lumpen am andern — alle sind gleich! Man erkennt nicht die des Fürsten, nicht die des Weisen, der stolzen Prinzessinnen, der Juden und Protestanten, der Reichen und Bettler, der Tugend und des Lasters — sie sind alle gleich, alle Knochen, die sich hier zum gemeinsamen Zweck haben hergeben müssen und, zusammengereiht und kunstvoll geschichtet, die seltsame Mosaik dieser Wände bilden. Dort sind in jeder Ecke vier Kapellen aus Todtenköpfen, mit Kreuzen aus Knochen darin; die Mitte bildet quadratgetäfelter Stuck von Gebeinen, in denen, wie zur Zier, symmetrisch ein Todtenkopf eingezwängt ist. In den schönsten Schwingungen zieht sich die Wand eines Altars vor einer dieser Seitenwände; sein Fuß sind Knochen, seine Platte sind Knochen, seine Kreuze Knochen.

Und sie liegen fest wie Steine, sind einer dem andern fest angewachsen, drücken einer den andern; — der eines Narren vielleicht den eines Dichters; der einer schönen Gräfin den eines häßlichen Landstreichers.

Dort kann man vieles lernen und vieles vergessen!

Von dieser Todtenkapelle aus geht es in eine feuchte Höhle hinein. Eine andere Thür ist in ihrer Hinterwand, von welcher aus angenagelten Knochen die drei Buchstaben entgegenstarren:

L. P. D.

Hier tritt nur der Eingeweihte ein, früher und wohl auch noch jetzt.

Diese drei Buchstaben heißen: Lilia pedibus destrue! Die Zeichen der Groß-Kophten: — Zertritt die Lilie mit den Füßen!

7.

Drei Marschälle und ein Pinsel.

Balzac. — Der ungalante Damenliebling. — Die Frau à l'enfant. — Das Goldfieber. — Eugen Sue. — Der aristokratische Sozialist. — Le beau Sue (bossu). — Alexandre Dumas. — Das Schloß Monte Christo. — Ehre und Gold. — Dumas bezahlt nicht. — Die literarische Fabrik und das Haus Dumas und Compagnie. — Das Genie stiehlt nie. — Rosa Bonheur. — Der Unterrock in Männerkleidern. — Atelier und Pinsel.

Unter den mannichfachen Berührungen mit bekannteren Personen, die sich theils durch den Salonbesuch, theils bei anderen Gelegenheiten für mich nach meiner Rückkehr in Paris darboten, war die Balzac's eine der interessantesten. Der berühmte Romanschriftsteller, Marschall der Literatur, zerstörte durch seinen persönlichen Eindruck jede Illusion, welche sich die Phantasie von einem Autor machen mußte, der in seinen Romanen eine schreckenerregende Kenntniß der Frauenherzen an den Tag legte, ebenso wie eine graziöse Eleganz, die man vergeblich in der Person Balzac's und in seinem Benehmen suchte.

Als ich diesen berühmten Mann zum erstenmale sah und sprach, glaubte ich viel eher einen alten pensionirten Offizier vor mir zu sehen, denn einen der liebenswürdigsten Autoren. Groß, stark und fast eckig gebaut, trugen alle Manieren Balzac's den Stempel einer derben Rauhheit, obwohl man in dem tiefen Blick dieses Mannes eine bald sanfte, bald leidenschaftliche Gefühlswelt deutlich ergründen konnte. Aber nicht die geringste Spur von Eleganz des Benehmens oder von Feinheit der Tournure war in dem Wesen dieses gleichwohl geistvollsten Schriftstellers; er stand, am Fenster gelehnt, mit der einen Hand die Lehne eines Sessels trommelnd, ganze Stunden lang in irgendeiner Fensternische und schien förmlich mit Ueberdruß die Huldigungen entgegen zu nehmen, welche sowohl Herren wie Damen ihm unausgesetzt darbrachten. Trotzdem war Balzac eine der interessantesten Personen; die kurze Antwort, welche er auf an ihn gerichtete Fragen gab, und der Sarkasmus, der sehr oft darin lag, konnte niemanden kränken, sobald man wußte, wer sie aussprach. Am originellsten schien mir die Art und Weise zu sein, mit der Balzac die Damen behandelte, deren tiefste Herzensgeheimnisse er veröffentlichte und deren Aufmerksamkeiten ihm doch nicht das geringste Interesse verursachten. Das Originelle dieses Mannes war die an Tag gelegte

Gleichgiltigkeit gegen das schöne Geschlecht, dem er gleichwohl so liebliche Kränze gewunden und welches das Studium seiner gesammten Werke bildet. Balzac hat von den Huldigungen der Damen, die ihn trotz der seiner Indifferenz wie ein verzogenes Kind behandelten und noch in seinem vorgerückten Alter die Liebe ihres Verächters zu erstreben trachteten, niemals besondere Notiz genommen, sondern mit der größten Seelenruhe ihnen eröffnet, daß die Frauen wohl die interessantesten Gegenstände für Schriftsteller, aber viel weniger für die Männer seien.

Am meisten war es Balzac unangenehm, wenn man ihn nach den Motiven zu seinen Schilderungen fragte. Eines Abends trat lächelnd die junge Frau eines Künstlers zu ihm hin.

„Wissen Sie, Herr von Balzac," sagte sie und setzte sich ohne weiteres neben den berühmten Autor, „daß ich mich gar nicht vor Ihnen fürchte und nach Ihren Werken, die ich jetzt zum erstenmale gelesen, mir auch nicht denken kann, daß Sie, wie man sagt, ungenießbar ungalant seien?"

Herr von Balzac sah das reizende Weib betroffen an.

„Glauben Sie denn, daß ich glaube, was man von Ihnen erzählt?"

„Was erzählt man denn von mir?"

„Sie könnten nicht lieben."

„Ah! der Teufel, Madame, man scheint Sie belogen zu haben.“

„Nicht wahr? Und überdieß,“ fuhr sie schalkhaft fort, indem sie ihre Stimme dämpfte, „die Gräfin R.... straft dieser Behauptung Lügen.“

Balzac erröthete.

„Madame,“ sagte er kurz, „ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?“

„Nicht doch, Herr von Balzac; aber ich frage Sie alle, meine Herren,“ entgegnete sie und wandte sich zu den Umstehenden, „ob man die Frauen so beschreiben kann, wenn man nicht alle Ihre Geheimnisse besitzt.“

„Madame,“ sagte Balzac, „ich besitze keineswegs Ihre Geheimnisse; aber vielleicht habe ich die Ehre, Sie noch einmal zu beschreiben.“

„Als eine Frau von zwanzig Jahren etwa?“

„Nein; aber als eine Frau à l'enfant.“

Die junge Dame lachte recht herzlich darüber und bat sich diesen projektirten Roman aus, wenn Herr von Balzac ihn habe drucken lassen.

Es mag sein, daß Balzac den Salon und die Damen desselben nicht liebte; denn er besuchte deren nur sehr selten und pflegte am liebsten in seiner Wohnung zu bleiben, die er mit einem fürstlichen Luxus und orientalischer Pracht ausgestattet hatte. Seine Leidenschaft für Geld und Reichthum

war außerordentlich, ohne daß er jedoch mit der Habsucht eine Spur von Geiz verband. Mit fieberhafter Glut trachtete Balzac danach, Gold zu erwerben, und zog sich einsam wochenlang in die großartige Pracht seiner Wohnung zurück, um zu arbeiten. Wie ein Kind freute er sich an dem blanken und gelben Glanz der Goldstücke, packte sie stundenlang und legte sie mit innigem Behagen in allerhand Figuren auf dem Tische zusammen. Dann aber schien ihm dieser Reichthum Skrupel zu verursachen, und mit der Seelenruhe eines Nabob verschwendete er in kurzer Zeit die Summen Goldes, deren Erwerb ihn kurz zuvor zu dem größten Fleiß und den anhaltendsten Anstrengungen getrieben hatte. War das Gold von den Geschenken, die er armen Teufeln mit fürstlicher Generosität machte, oder von den lukullischen Gastmählern, die er gab, bis auf den letzten Sou verausgabt, so pflegte Balzac in seinem glänzenden Negligee, die Hände in den Taschen und die Haare weit nach hinten gestrichen, durch die Reihe seiner prächtigen Zimmer zu schreiten und den Teppich mit einer Art von Verzweiflung zu stampfen. Ohne Gewissensbisse über den Leichtsinn seiner Verschwendung zu empfinden, fühlte er sich gleichwohl als der unglücklichste aller Menschen und erregte seine Phantasie mit den Hoffnungen auf noch zu erwerbende Reichthümer, die sich nie anders als auf dem

Piedestal von Millionen erhoben. Kam irgendjemand in diesen Tagen zu Balzac, so konnte er sicherlich den Anblick eines der ärmsten Teufel genießen, der mit der ganzen Gesellschaft in Hader, die märchenhaftesten Träume von Reichthümern und Luxus zum besten gab. Auch ließ er alsdann nichts von der Pracht seiner Wohnung erblicken.

Ich wurde gerade in einem solchen Momente zu Balzac eingeführt, und war erstaunt, von ihm in dem reichsten Morgenanzuge, aber in einem so bescheiden möblirten Zimmer empfangen zu werden, daß ich die Mittheilungen von der Pracht seiner Wohnung für eine Phantasie derjenigen hielt, die sie mir gemacht. Ueberhaupt zeigte sich Balzac sehr unglücklich und rechtete mit dem Himmel, der ihm Schätze verweigere für die Arbeiten, die er geliefert; er entschuldigte sich, nur mit einer Tasse Bouillon aufwarten zu können, und lud mich zur Entschädigung dafür mit demselben Athemzuge zu einem Gastmahle ein, welches er nach acht Tagen geben werde. In der That hatte Balzac bis zu jener Zeit wieder Schätze gesammelt; seine Prachtzimmer waren geöffnet; die Grooms bedienten wie kleine Genien, und bei dem lukullischen Mahle, inmitten der Parfüms und Blumendüfte, war Balzac der glücklichste Marschall aller Marschälle, deren Stab ein Gänsekiel bildet. —

Dem Leser der Romane Sue's mußte, ebenso wie bei Balzac, eine große Ueberraschung geboten werden, wenn er das Glück erreichte, in die Wohnung dieses Sozialisten zu treten, der in seinen Schriften so viel Theilnahme für die Armuth entwikkelt und so unendliche Schuld auf die Reichen häuft. Wie? fragt man sich geblendet und verwundert, wohnt hier Herr Eugen Sue, hier in dem Palais des Faubourg St. Honoré, hier, wo der Flur ein prachtvolles Vorgemach ist und Diener in seidenen Strümpfen und feinaristokratischen Livreen empfangen?

In der That, hier wohnt Herr Eugen Sue, Sozialist, sagt man darauf.

Eugen Sue war 1850 überdieß noch Volksrepräsentant; ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, als der Diener meine Visitenkarte auf silbernem Teller und mit weißen Handschuhen dem Verächter und Richter des Reichthums, des Luxus und der Verschwendung hineintrug. Herr Eugen Sue schien mir ein sehr ausgebildeter Aristokrat zu sein.

Der Reichthum seiner Wohnung mußte etwas unangenehm berühren, wenn man die Anatheme kannte, welche Sue in seinen Schriften gegen den Reichthum geschleudert. Wie ein Fürst hatte dieser Sozialist sein Haus dekorirt, hinter dem ein reizen-

der Garten lag; die Zimmer waren durch die schwerseidenen Fenstervorhänge und die reichen Blumen in jenem echtaristokratischen Dunkel gehalten, welches einen bedeutenden Vorschub der Sinnlichkeit bildet; die Möbel waren die gediegensten, die je einen Salon des legitimistischen Faubourg geziert haben; große Oelgemälde, Statuen und Skulpturen schmückten die tapezirten Wände jeder Piece, die ich sah, und eine kostbare Galerie von Vasen, Zierrathen, Porzellanen und Nippsachen war auf den Tafeln der Kommoden, der Tischchen und Spinden, welche die Zimmer mit ihrer Sauberkeit und ihrer luxuriösen Arbeit verschönten. Ein lieblicher Wohlgeruch herrschte im ganzen Hause und überhaupt zeigte sich in allem ein so ausgebildeter Aristokratismus, daß mir die sozialistische Brandfackel, welche Sue so wild in seinen Romanen schwang, der schmachvollste Hohn zu sein schien, den je ein Talent gegen das arme Volk ausgeübt.

Endlich führte mich der Diener in das Arbeitskabinet des sozialistischen Marschalls der Literatur.

Eugen Sue war früher ein Abgott der Damen gewesen, man sagt, wegen seiner Schönheit, die zu dem Calembourg le beau Sue (le bossu) Anlaß gegeben. Mein Erstaunen war deßhalb nicht gering, als ich, dicht vor dem gerühmten Autor,

in eine der unangenehmsten und häßlichsten Physiognomieen blickte. Das ganze Gesicht hatte eine lächerliche Aehnlichkeit mit dem eines Laubfrosches; breit und ohne feine Züge, sah eine gewisse Stupidität aus den Augen, eine aufgeblasene Vornehmheit, die mehr zum Lachen, als zum Imponiren reizte. Trotz aller Eleganz, welche Sue in seiner Garderobe entfaltete, sah man dennoch einen plebejischen Aristokraten heraus, dessen Manierirtheit einen sehr widerlichen Eindruck machte. Die Haare waren parfümirt und frisirt, aber ihre Tracht kleidete durchaus nicht dem Antlitz, welches durch einen sauber gepflegten Backenbart noch breiter gemacht wurde. Die blendend weißen Kragen, die seidene Kravatte, das weiße Vorhemd und die Weste waren gewiß tadellos; aber ich mußte auf die Lippen beißen, als ich den Sozialisten mit den feinsten jouvin'schen Handschuhen bekleidet fand und zwar mit der Feder zwischen den Fingern. Sue stößt die aristokratische Noblesse so weit, daß er seine Theorien für die Armuth, seine sozialistischen Reformen und seinen Haß gegen den Luxus und Reichthum nicht anders als mit Glacéhandschuhen auf den Fingern niederschreibt, als habe er Furcht, daß er sich mit seinem Stoff die Hände beschmutze. Freilich verdient der Verfasser der „Geheimnisse von Paris" so riesige Summen jährlich durch seine berühmte Feder und

besitzt selber ein so bedeutendes Vermögen, daß man es ihm nicht verdenken kann, sich mit allem raffinirten Luxus zu umgeben; schade nur, daß er diesen Luxus selbst in seinen Schriften gebrandmarkt hat und daß dieser Freund des Volkes so verschwenderisch im Almosengeben seiner Theorieen, so geizig im Wohlthun mit seinem Reichthum ist. —

Das Nabobthum eines anderen literarischen Marschalles, Alexander Dumas, welches sich vornehmlich in dem grotesken Schlosse Monte Christo zeigte, hatte dagegen gar nichts beleidigendes für die übrigen armen Teufel. Alexander Dumas hat bewiesen, wie weit ein industrielles Talent es in allen Zweigen zu bringen vermag, und selbst auf dem hungrigen Gebiet der Literatur, auf dem mehr Proletarier des Geistes vor Elend umgekommen sind, als irgendwo anders. Es ist wahr, daß derjenige ein dummer Kerl ist, der aus Ehrgeiz und um des Nachruhms willen hienieden hungert; aber wer kann für diese Schwäche? Alexander Dumas hat dergleichen nie gekannt; er hat durch die Literatur einen Marschallsstab erhalten und Millionen erworben, die ihm selbst die Ausführung eines Planes seiner grotesken Phantasie gestatteten und dem glücklichen Chef des literarischen Industrialismus erlaubten, bei Saint-Germain die berühmte Villa Monte Christo zu bauen, deren sonderbare Bauart sie beim

ersten Anblick sogleich für das Kind eines wilden phantastischen Kopfes erkennen ließ.

Diese Villa, zu deren Bau die fabelhaftesten Summen von Dumas erworben werden mußten, enthielt alles, was die Phantasie nur einem Nabob in den Sinn kommen ließ. Dumas berief selbst zwei Araber zu sich, welche ihm ein Zimmer ganz in maurischer Manier auszieren mußten, die Wände desselben mit Koransprüchen beschrieben und sich schriftlich verpflichteten, niemals eine ähnliche Arbeit in Europa auszuführen. Die feenhafte Pracht von Monte Christo mit seinen kostbaren Malereien, gothischen Pavillons, Glockenthürmen, Irrgärten, Inseln, Wasserfällen und jenem berühmten Kiosk inmitten dieser Krösusschöpfung, in welchem Dumas zu arbeiten pflegte und dessen Wände mit reich gemeißelten Medaillons geziert waren, deren jedes den Titel von einem seiner Werke trug, ragte mit aller Sonderbarkeit wie ein Monument des literarischen Schelmenthums in die Luft, dem Millionen vernünftiger und gebildeter Kreaturen Weihrauch streuten, was beweist, daß das wahre Verdienst Eselsohren hat und die große Masse vor demjenigen sich beugt, der es am besten an der Nase herumführt.

Die Villa Monte Christo, deren bloße Unterhaltung jährlich eines fürstlichen Vermögens bedurfte, hatte ein Atelier für die Maler, zwölf Besuch-

zimmer, einen kleinen, aber kostbaren Palast für die Affen, nämlich die vierbeinigen; ein reizendes Haus für die Papagayen, nämlich die gefiederten; ein drittes Schlößchen für die Hunde, nämlich die angenehmen; einen königlichen Marstall mit acht kostbaren Pferden, Wagenhäuser mit Tilbury's und Kabriolets.

Der große Salon der Villa bot unglaubliche Pracht dar, sowohl in der Dekorirung, wie auch in dem Reichthum der Ornamente; im Boudoir waren die Gardinen von wunderschönem Kachemir. Bildern mit den kostbarsten Rahmen, Statuen, vergoldeten Möbeln und bizarren Merkwürdigkeiten begegnete das Auge überall, und um diese Pracht zu bewundern, war Saint-Germain, sonst ein unbesuchtes Dörfchen, während Dumas' Residenz daselbst zu einem Wallfahrtsort der Fremden und Pariser, zu einer noblen Villegiatur der Aristokratie geworden.

Ein schönes und reiches Theater wurde im Schlosse Monte Christo gebaut und hat in der ersten Zeit, als ‚Théatre historique' die Neugier aller Pariser gefesselt. Da aber Dumas, welcher eine kolossale Summe für die Unterhaltung des Theaters verbrauchte, nur Stücke von sich aufführen ließ, so gab es bald nur noch spärliche Besucher und endlich eine so bedeutende Schuldenlast, daß

zuerst das Theater, dann das Schloß Monte Christo dem Gerichtshammer verfiel und verkauft wurde.

Alexander Dumas selbst ist eine der imposantesten Persönlichkeiten, dessen Abstammung von einer Negerin sich sehr deutlich markirt; die schwarzen, gekräuselten Haare, der dunkle Teint des Gesichts, die großen Pupillen, welche in den Augenblicken der Aufregung wie glühende Feuerkugeln aus dem Weiß hervorleuchten, die starke, aber schöngeformte Nase und die etwas angeschwollenen Lippen geben der Physiognomie im allgemeinen den Urtypus eines Farbigen, verbunden mit den edleren Formen eines Europäers. Ueberdieß zeigt Dumas in seinem ganzen Habitus und in seiner Tracht jene eigenthümliche Vorliebe für den auffallenden Prunk, welche den farbigen Naturen gehört. Er liebt leidenschaftlich das orientalische Kostüm und pflegte gemeinhin in einem weiten, faltenreichen Mantel nach griechischem Schnitt in seinen mit sinnlicher Pracht möblirten Zimmern zu erscheinen; eitel und von sich selbst eingenommen, liebt er die Orden und Ordensbänder, welche ihm die Fürsten mancher Länder zum Zeichen ihrer Hochachtung gegeben haben, und im Jahre 1848 konnte es keinen stattlicheren Kommandanten der Nationalgarde von St. Germain geben, als den französischen Lope de Vega in seinem glänzenden Kostüm. Diese Vorliebe für

die Pracht und den Glanz herrscht auch in seiner Häuslichkeit; die schwellenden Ottomanen, die reichen Teppiche und die Parfüms sind Zeugen von der ewig erregten Sinnlichkeit dieser glühenden Natur, welche nichtsdestoweniger in Gesellschaften eine solche Liebenswürdigkeit und ein Erzählertalent besitzt, daß damit den aristokratischen Zirkeln, die Dumas mit Eifer besucht, manche sonst mangelnde Würze verliehen wird.

Die immensen Summen, welche Dumas durch seine kaum noch zu zählenden Romane verdient hat, genügten gleichwohl nicht der Prachtliebe und Verschwendungssucht dieses Mannes, der überdieß mit der Generosität eines Krösus seine Wohlthaten, oft über die Gebühr, zu spenden liebt. So schnell wie er große Summen verdient, ebenso schnell schmelzen sie auch in seinen Händen und überweisen ihn für einige Zeit dem Kredit, den manche arme Teufel wie ihre gute Fee aufsuchen, ohne sie finden zu können.

Zur Zeit, als Dumas durch die Residenz in seiner Villa Monte Christo St. Germain mit vielen Besuchern belebte, errichtete dort ein spekulativer Kopf ein Kaféhaus. Der Besitzer hielt natürlich große Stücke auf Dumas, der für ihn der Grund seines schönen Geschäftes war, und lieferte den Champagner oder das Eis an seinen Mäcen, ohne jemals die

Unverschämtheit zu haben, eine Rechnung dafür an Dumas einzusenden. Selbstverständlich, daß er deßwegen auch niemals Zahlung bekam.

Da der Winter ohne Frost gewesen war, so mangelte es bei den Restauranten an Eis und der Wirth des ‚Kafé Monte Christo‘ reservirte deßhalb sein weniges für den etwaigen Bedarf Alexander Dumas'. Nichtsdestoweniger fühlten sich eines Tages mehrere Besucher so erhitzt, daß sie um jeden Preis sich durch Eis abkühlen wollten. Sie schickten deßhalb ihren Diener zum Restauranten und glaubten auf jeden Fall ihren Wunsch befriedigt zu sehen, wenn sie im Namen Dumas' das Eis verlangten.

In der That gab der Wirth das Verlangte ohne Zögern; Dumas war sein König.

„Wieviel kostet es?“ fragte nun der abgesandte Diener und legte ein Goldstück auf den Tisch.

„Ah!“ rief der Wirth und griff schnell nach dem Eise; „Sie kommen sicherlich nicht von Seiten Alexander Dumas'?“

„Wie so?“ fragte der bestürzte Diener.

„Bah, mein Lieber; Sie müssen wissen, daß Alexander Dumas niemals bezahlt.“ Der Diener mußte mit seinem Gelde ohne Eis zurückwandern.

Alexander Dumas ist bekanntlich der Chef einer großen literarischen Fabrik, welche unzählige Werke

veröffentlicht hat, von denen der berühmte Autor keine einzige Zeile, oder höchstens nur einige Kapitel geschrieben hat. Dumas selbst arbeitet mit unglaublicher Geschwindigkeit; aber er arrangirt mehr die Romane, welche seinen Namen tragen, als daß er sie schreibt. Marschall der französischen Literatur, ist ihm alles erlaubt, und selbst die Kopien, welche er mit liebenswürdiger Freiheit aus den Werken anderer nimmt, um sie als seine Originalarbeit auszugeben, erregen keinen Anstoß mehr, da er ein berühmter Mann ist und die Gloire noch viel mehr trügerischen Glanz besitzt, als deutscher Ruhm, der für Poeten und Schriftsteller keine schönen Schlafstätten schafft. Das Haus ‚Alexander Dumas und Compagnie' ist einzig in seiner Art in der Literatur, und gibt es deren noch mehr, so hat es jenes doch zu einer kaum glaublichen Ausdehnung gebracht. Todte und lebendige Schriftsteller arbeiten für den literarischen Marschall und alle nur für seinen Ruhm und Säckel allein. Er entwirft einen Roman, schneidet den Stoff in Kapitel, gibt das eine diesem Autor zur Ausarbeitung, das andere jenem; heut schneidert er einen Roman aus irgendeinem längstvergessenen Buche; morgen ein Theaterstück aus einem alten Roman oder aus den Szenen irgendeines Stückes von irgendeinem längstbegrabenen Literaten, wie der selige Shakspeare oder auch Schil-

ler, wie Walter Scott oder auch Göthe. Mitten in diesem Arrangiren neuer romantischen Fabrikate schreibt er Mahnbriefe oder galante Korrespondenzen, dazwischen einen Feuilletonartikel, auch eine Szene von einem neuen Stück oder einige Seiten von einem Roman; dann setzt er den Plan zu einer Erzählung auf, stempelt ein eingeliefertes Produkt mit seinem Namen, um es sogleich drucken zu lassen, liest eine Korrektur, empfängt Besuche, plaudert und redigirt dabei den Roman irgend eines seiner Mitarbeiter. Das ist der renommirte Schriftsteller Alexander Dumas.

Wenn es auch allgemein bekannt ist, daß der berühmte Autor dergleichen Fabrikarbeit unternimmt, so ist es doch von Interesse, die Namen der Verfasser oder die Kopien, die Dumas als ‚Originale‘ gemacht hat, aufzuführen. Sein Drama „Heinrich III.“, welches ihm 50.000 Francs einbrachte und 1829 seinen Namen zuerst celebrirte, hatte zu stummen Mitarbeitern die Literaten Schiller, Walter Scott und Pierre de l'Etoile. Die darauf folgende Tragödie „Christine“ hat Verse vom guten de Vigny und Viktor Hugo; der vierte Akt von Hernani und der erste von Christine haben die liebenswürdigste Aehnlichkeit der Worte. Dumas' Namen allein trägt das Stück „Napoleon“, obgleich Cordelier-Delanoue der Mitarbeiter war; seinen Namen allein hat das Stück „Charles VII.“, obgleich Gerard de Nerval

und Gauthier dasselbe zum größten Theil geschrieben haben; sein Stück „Antony“ hat seinen Namen allein und Emil Souvestre hat daran gearbeitet; der größte Theil desselben ist überdieß dem damals verbotenen Drama Marion Delorme von V. Hugo entlehnt. Es wäre aber sehr wenig liebenswürdig, wenn man nicht annehmen wollte, Viktor Hugo habe Alexander Dumas' Antony kopirt. In dem dumas'schen Stücke „Terese“, woran Anicet Bourgeois kollaborirte, sind Szenen aus Schiller's Räubern und der Verschwörung des Fiesco; nicht anders ist es mit dem „Tour de Nesle“, welches Gaillardet verfaßte und Dumas stempelte, mit „Angèle“ und „Catherine Howard“, woran Bourgeois mitarbeitete; mit der berühmten Komedie Kean, welche Théaulon und Courcy schrieben; mit der Oper „Piquillo“, die Gérard de Nerval, und mit Caligula, die Bourgeois verfaßten. Alle diese Stücke tragen den Namen Alexander Dumas; ebenso „Mademoiselle de Belle-Isle“, welches mit dem Grafen Walewsky gearbeitet wurde; der „Alchimiste“, welches Gérard de Nerval geschrieben, „Lorenzino“, welches dem Alfred de Musset'schen Spectacle dans un fauteuil entnommen; „Une fille du Régent“ und „les Démoiselles de Saint-Cyr“, welches mit den Herren Leuven und Brunswick gearbeitet worden ist.

Dieß organisirte literarische Atelier existirte auch für die Fabrikation der Romane. Alexander

Dumas stempelte mit seinem Namen Corricolo und Speronare, welche beide von Fiorentino verfaßt sind; ebenso Ascanio, Amaury und die beiden Dianen, welche Paul Meurice geschrieben hat. Mallefille schrieb den Roman Georges von einem Ende bis zum anderen und ließ ihn von Alexander Dumas signiren; August Maquet, der fruchtbarste aller literarischen Kollaborateure für den romantischen Industriehelden, lieferte demselben mehr wie fünfzig Bände, darunter die drei Musketiere, zwanzig Jahre später, der Vicomte von Bragelonne, Sylvandire, der Graf von Monte Christo, der überdieß ganze Kapitel aus den Mémoires tirés des archives de la police von Peuchet enthält; ferner der Frauenkrieg, Königin Margot, der Chevalier von Maison rouge und die Dame von Montsoreau: das heißt also alle diejenigen Werke, welche am bekanntesten sind und welche Dumas zu einem Wunder der Erfindungskraft und zu einem Autor dieses Jahrhunderts erhoben, dessen Fruchtbarkeit ohne gleichen sei.

Das Stück Romulus, welches seiner Zeit viel Glück auf dem Theater der Rue Richelieu machte, ist vollständig einem Romane des guten Lafontaine entnommen, den Paul Bocage zum dramatischen Leben verhalf und welchen Dumas zeichnete, ohne ein einziges Wort davon zu kennen. Als

Romulus gelesen wurde, war der Verfasser desselben, der es aber nicht geschrieben, in Brüssel. Alexander Dumas macht aus dergleichen Dingen übrigens gar keine großen Geheimnisse. „Die Menschen," sagt er, „nicht der Mensch erfindet; jeder bemächtigt sich der bekannten Sachen, setzt sie durch neue Zusammenstellungen wieder zurecht und bringt damit seinen Theil zur Summe der menschlichen Kenntnisse. Eine vollständige Schöpfung einer Sache ist unmöglich; man nimmt das Gute, wo man es findet, denn der Mann von Genie stiehlt nicht, er erobert. Ich sage dieß, weil, ohne die Schönheiten meiner neuen Szenerien anzuerkennen, man mich des Diebstahls und Plagiats beschuldigt; es ist wahr, und das tröstet mich, daß ich hierin Shakspeare und Molière ähnlich bin."

Diesem Grundsatz getreu florirt denn auch das Haus Dumas und Compagnie. —

Bei Gelegenheit eines glänzenden Künstlerfestes, zu welchem ich eingeladen war, sah ich inmitten der gefeiertsten Maler eine Dame von etwa neun und zwanzig Jahren, von mittelmäßigem Wuchs, aber mit den interessantesten Zügen, die sich denken lassen.

„Wer ist denn diese Dame hier inmitten der Künstler?" fragte ich einen meiner Freunde, der eben mit ihr gesprochen.

*

„Sie kennen sie nicht? O das ist einer der liebenswürdigsten und gefeiertsten Pinsel Frankreichs, Rosa Bonheur.“

Diese seit mehreren Jahren schon berühmte und durch ihre Thierstücke gefeierte Malerin hatte sehr regelmäßige, doch etwas harte und strenge Züge; auf ihrer schönen Stirn aber thronte der Geist als alleiniger Herrscher. Die Linien ihres Profils drückten eine hervorragende Stärke des Charakters aus; die braunen Augen glänzten in sanftem Feuer und die Hände waren klein, aber nervig. Ueberdieß war ihre Toilette ebenso einfach, als originell. Sie trug über einem dunklen Rock eine Art langer englischer Jacke, einen feinen Hemdkragen darauf, der ihren Hals ziemlich frei ließ, und dem Kopfe mit seiner liebenswürdigen Frisur à la Titus sofort etwas künstlerisches verlieh.

Rosa Bonheur war zuerst im Jahre 1843 mit kleinen Thierstücken aufgetreten, und das Glück begünstigte diesen Debut so sehr, daß ihre Gemälde weit und breit begehrt wurden. Ihr Talent, sorgsam von ihrem alten Vater gepflegt, ist eins der natürlichsten und naivsten, welche je den Pinsel geführt; ihre einfachen Gemälde überraschen durch die Natürlichkeit, welche sie beseelt, und man kann sich nichts wahrheitsgetreueres denken, als ihre

Ochsen und Pferde, die friedlich weidenden Hammelheerden, oder die lagernden Kühe, welche ihr genialer Pinsel malt. Es scheint, als lehre ihr Pinsel uns in dem Buche der Natur zu lesen; aber man muß auch die Leidenschaft kennen, welche dieses ganz der Kunst sich widmende Mädchen für die Natur, den Wald, das Feld und die Landschaften empfindet, die sie häufig tagelang, als Mann gekleidet, durchstreift.

Für diese Exkursion zieht Rosa Bonheur ganz tüchtige Männerstiefel auf ihre kleinen Füße, nimmt Zuflucht zu den männlichen Unaussprechlichen, legt um ihre schlanke Brust das profane Gewand eines Ueberrocks und stülpt einen anständigen Zylinder von Velbel, jenen Fluch des Männergeschlechts, auf ihren reizenden Kopf. Rosa Bonheur ist in dieser Tracht ein junger Mann comme il faut, sogar ein sehr hübscher junger Mann, dem drolliger Weise manches hübsche Kind holde Sehnsuchtsblicke zuwerfen mag; aber es ist sehr wohl anzunehmen, daß Rosa Bonheur unempfindlich für diese Verfänglichkeiten ist, um so mehr, als sie der Kunst zur Liebe in die Männergarderobe flüchtet.

Ohne daß man vermag, auf der Straße ihr Geschlecht zu errathen, geht sie mit festem und schnellem Schritt, den Kopf gesenkt, ohne jemanden

anzusehen und stets mit irgendeinem Gedanken beschäftigt. Zwei große Hunde begleiten sie und machen mit ihrer Gebieterin die Landpartieen, welche Rosa Bonheur unternimmt, um die Felder zu besuchen, die Meiereien, die Ställe und Schäfereien, die Pferdemärkte und Pachthöfe. Ein solches Studium würde, in Frauentracht unternommen, mannichfache Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten darbieten, während ein junger Maler, so hübsch wie Rosa, überall Wohlwollen bei den Bauern findet und noch bei weitem mehr bei den Bäuerinnen. Aus diesem Grunde geht die geniale Malerin niemals außerhalb der Befestigungen von Paris, als in Männertracht.

Die kleine ländliche Wohnung, welche Rosa Bonheur inne hatte, zeigte ihre Vorliebe für die Natur schon durch den kleinen, reich mit Blumen gezierten Garten. Ein Affe und ein Papagei hießen den Besucher willkommen. Das Atelier wies alle die seltsamen weiblichen Koketterien auf, die den Frauen allein bei der Möblirung und Dekorirung ihrer Zimmer zugebote stehen und zwischen denen sich die aufgehängten Croquis und Skizzen sonderbar kontrastirend ausnahmen. Nur an einem einzigen Tage der Woche gestattete die überaus fleißige Künstlerin Besuche in ihrem Heiligthum, und auch selbst dann gab sie ihrem Pinsel keine Ruhe.

Indem sie auf das liebenswürdigste empfing und sich mit dem Besuche unterhielt, arbeitete sie fort, und zwar mit einer solchen Ausdauer, die in Erstaunen setzen muß und welche keineswegs aus der Sucht nach Geldgewinn sich motivirte, wie bei den drei Marschällen der Literatur.

7.

Schleswig-Holstein.

Das deutsche Herz. — Idstädt. — Herr von Saint-Paul. — Unser Hauptmann, er lebe! — Soldatentheater. — Friedrichsstadt. — Seestädt. — Graf Ahlefeld. — Die schöne Reiterin. — Der Pfarrer. — Harro Harring. — Die drei Rosen im Pastorhause. — Biwachtleben. — Eckernförder Kaffee. — Das Kompagniefest. — Schleswig-Holstein mehr verschlungen, als . . . — Eine projektirte Revolution. — Unglaublich, aber wahr. — Das Ende der Geschichte. — Eine Schlafmütze.

Eigentlich weiß ich selbst nicht, wie in mir der Gedanke aufkam, die Annehmlichkeit des pariser Aufenthalts zu verlassen und schnurstracks von der Seine bis nach der Eider zu gehen, um dort meine Begeisterung für die schleswig-holsteinische Sache durch die That an den Tag zu legen. Sonderbar war es jedenfalls; aber ein gut deutsches Herz ist auch etwas sonderbares, wenn man überhaupt sich im Auslande noch eins bewahrt hat. Wir Deutsche können es einmal nicht unterlassen, haben wir noch die Spur von Vaterlandsgefühl in uns, das Vaterland zu lieben, wie man als imaginären Begriff ein Pfund Sterling liebt. Wir suchen und fragen

überall nach dem gebenedeiten Deutschland und tragen es dabei am schiefen Absatz unserer Stiefel mit herum; manche schütteln es wie ehrlose Buben ab und treten es zum Ergötzen der Fremden mit Füßen; andere bleiben wie verlaufene Kinder auf dem fremden Boden stehen und fangen das verherte Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" an zu singen, welches durch sein Frage- und Antwortspiel so populär geworden ist. Aber du lieber Gott, der Eisen wachsen läßt, du weißt auch, wie so ein deutsches Herz manchmal in Zuckungen geräth und in dem Brustkasten zappelt, wie es weint und schluchzt, seufzet und blutet und alles um die Germania, die, man möchte es fast glauben, eine Schwester Donna Diana's ist, daß sie so unempfindlich für die Liebe bleibt, oder gar eine alte, zur Backbirne zusammengeschrumfte alte Jungfer, welche griesgrämig jeden Herzensschlag verspottet.

Da es mir nun also in der Brust zuckte und zappelte, trieb es mich hin nach der Grenzmark Deutschlands, um auch meinen Theil Deutschthum darzubringen. Weil doch ein jeder Deutscher sein Vaterland auf dem Buckel trägt, juckte es mir und zwickte es, daß die Haut wund ward und eine Amour frénetique für das Vaterland entzündet wurde, die mich veranlaßte, den Kolben zu nehmen und dem Monsieur Danske, so viel ich konnte, die

blaue Jacke auszuklopfen. Es geschah dieser Schritt bei mir, als eben das Mutterland seine Kinder sich selbst überließ und die Schleswig-Holsteiner mit eigener Kraft ihr Deutschthum verfechten wollten. Als ich den holsteinischen Boden betrat, kamen die preußischen Truppen, gleich fliehenden Siegern zurück; ihr dumpfer Trommelschlag verdüsterte die Gesichter der guten Altonaer, und ohne Jauchzen, ohne Jubel marschirten die Regimenter aus dem Lande fort, wo preußisches und deutsches Blut die Lorbeeren des Sieges getränkt.

In der Mitte des Juli 1850, wo ich in die schleswig-holsteinische Armee trat, lagerten die beiden Armeen eben, des ersten neuen Kampfes gewärtig, auf den Ebenen vor Idstädt. In Eile erreichte ich mein Battaillon und zwei Tage später begann bereits der Kampf, der um drei Uhr Nachmittags, mitten in der schönsten Arbeit, durch den befohlenen Rückzug ein so sonderbares Ende nahm. Noch am Abende des 25. Juli, dem Tage der idstädter Schlacht, zogen wir in die Stadt Schleswig ein, deren Bewohner jammernd und trauernd ihr Schicksal beklagten, welches sie einige Tage später dem liebenswürdigen Regiment der Dänen überlieferte. Mit einer Hast, als seien wir geschlagene und aufgelöste Truppen, zogen wir uns bis an die Schlei zurück, ohne einen Feind zu sehen,

der im Stande war uns zu verfolgen. Die Festung Friedrichsstadt, welche ein Stützpunkt unseres linken Flügels bilden mußte, wurde verlassen, sobald einige scheu auftauchende Dänenköpfe erschienen: das war das Erste, was mir den Standpunkt der schleswig-holstein'schen Sache klar machte, die in den Händen des Generals Willisen einen Verfechter und Chef besaß, der ebenso unbeliebt bei den Truppen, als auch gleichgiltig gegen seine militärische Ehre war.

Ein Kommando, welches ich in den ersten Tagen des September nach Altona bekam, war mir um so angenehmer, als ich manche lieben Freunde von früher her noch in jener traulichen Stadt besaß und überdieß den Premier-Lieutenant von Saint-Paul daselbst finden konnte, welcher ein alter Freund unserer Familie war.

Wilhelm Saint-Paul war einer der originellsten und biedersten Menschen, die es geben konnte. In früheren Jahren, als noch die Milde der Zensur anstatt der Tyrannei der Preßfreiheit über die Schriftsteller des heiligen römischen Reiches herrschte, war er Zensor in Köln gewesen, und es ist anzunehmen, daß dieser Mann, der keinem Wurme Kränkungen zufügen konnte, keinen deutschen Schriftsteller in Entsetzen gejagt hat durch jene kleine, aber fürchterliche Waffe, die man Rothstift nennt. Doch war Saint-Paul's Natur nicht derart, daß sie im Zim-

mer und am Schreibtisch sich glücklich zu fühlen vermochte; ein Zigeuner, ein Bohémien, wie nur ein deutscher Mensch es sein kann, hatte er eine Leidenschaft für die Schriftstellerei, aber er schrieb lieber im Kopfe beim Spazierengehen oder beim fidelen Gelag, als am Schreibtische, der für ihn etwas fürchterlich monotones hatte; jede regelmäßige Beschäftigung behinderte seinen Drang nach einem freien Leben, welches er, wenn es nicht gar zu gefährlich gewesen wäre, als ‚Räuber von edeler Gesinnung' geführt haben würde — ein Hang, der wohl zum Theil in der Erziehung lag. Gleichwohl besaß Saint-Paul nicht gemeine Kenntnisse und ein publizistisches und kritisches Talent, welches in Deutschland zur Seltenheit gehört; aber trotz seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse, war er nicht im Stande, mehr wie Fragmente zu liefern, und da er die Welt seiner Gedanken nicht mit einem Federstriche hinzeichnen konnte, ließ er es nach den konfusesten Versuchen lieber ganz und gar sein. Eine einzige Beschäftigung, die ihm ebenso zusagte, als nothwendig war, bestand in der talentvollen Manier des Schuldenmachens. Kein deutscher Schriftsteller, zu welchen man gewissermaßen Saint-Paul *) zu

*) Von ihm erschien ein Band psychischer, mit philosophischen Theorien und Weltverächtlichkeit erfüllten, Dichtungen im Jahre 1839: Klänge aus der Welt des Gemüths.

rechnen hat, vermochte mit mehr kavalierem Anstand, und wenn es nöthig war, mit mehr Grobheit Anleihen zu kontrahiren, als er; keiner seiner Freunde war vor ihm sicher und der hartherzigste hatte seinen Argumenten keinen Widerstand entgegenzusetzen, um so mehr, als Saint-Paul mit seinen derben, aber schlagenden Witzen, seinem unerschöpflichen, etwas zynischen Humor und seinem Arsenal von pikanten Anekdoten der unentbehrlichste Gesellschafter war. Sorglos um seine Existenz, die nur kärglich von Unterstützungen seiner Familie gefristet wurde, und ebenso wenig geneigt, durch Arbeit sie zu verbessern, oder gar seine Schulden zu tilgen, hatte Saint-Paul eine zähe und gewiß rührende Ausdauer für seine Freunde, denen er die Anleihen mit seinen Schnurren und Witzen bezahlte. Nur beim Wein, oder in Ermangelung desselben beim Biere, war es ihm möglich Stand zu halten, und jeder, der ihn hierbei kennen lernte, wurde sein Freund, selbst mit Opfern, die Saint-Paul in seiner Philosophie von der Freundschaft, für Zeichen einer aufkeimenden kommunistischen Glückseligkeit begrüßte, zu deren Präsidenten er sicherlich am besten sich eignete.

Saint-Paul, der Lieutenant im preußischen Heere gewesen war, hätte nichts lieber gesehen, als einen dreißigjährigen Krieg, der ihm die Aussicht eröffnet haben würde, sein Leben in dem freien und

ungebundenen Feldleben abzuschließen. Als Ersatz für den nicht erscheinenden allgemeinen Krieg, griff er denn nach dem Kriegshandwerk, welches in Schleswig florirte, und trat als Premier-Lieutenant in die schleswig-holsteinische Armee. Wenn auch kein intelligenter Offizier, war er unstreitig einer der tapfersten des ganzen Heeres, ein Offizier, der nicht zurückschreckte, mit seinem dünnen Degen und drei Mann auf eine Batterie anzurennen oder eine Festung zu stürmen. Je mehr er darauf lospauken konnte, um so wohler war ihm zu Muthe, und es gab nichts possierlicheres, als wenn er seinen Soldaten erklärte, daß die kleinen Bleikugeln ‚so großen Eseln, wie die Menschen seien', nichts anhaben könnten. In der That pflegte er auch den blauen Bohnen höhnische Gesichter zu schneiden, wenn sie um seinen Kopf pfiffen, und er lachte laut auf, als ihm im Anfange der Schlacht von Idstädt eine Musketenkugel das Hosenbein am Stiefelschafft zerriß. Mitten im Kugelregen, wo sich jeder vernünftige Mensch hinter Wällen und Erdhügeln zu decken suchte, stand er aufrecht da, den Degen in der Faust und donnerwetterte, daß alle Kugeln vor Schrecken bei ihm Kehrt gemacht haben müssen. Eine blaue Bohne hatte jedoch mehr Unverschämtheit besessen und war dem tollkühnen Premier-Lieutenant in die Lende gefahren; im Anfang suchte er diese Grob-

heit mit Auslachen zu bestrafen; aber bald sah er ein, daß die kleinen Bleikugeln ‚so großen Eseln, wie die Menschen sind‘, doch etwas verdrießliches anhaben können. An dieser Wunde lag er jetzt in Altona beim Apotheker Zeise, und fand zum Glück in diesem Hause durch die Liebenswürdigkeit seiner Bewohner, besonders der reizenden Tochter, einigen Ersatz für die Langeweile, die ihn in dieser passiven Lage auf's bitterste martern mußte. Indessen merkte ich schon damals, daß Saint-Paul das völlige Zuheilen der Schußwunde in seiner Unruhe nicht abwarten werde; in der That war er auch bald wieder im Felde; aber die Folgen zeigten sich durch öfteres Wiederaufbrechen der Wunde, die später auch der Grund seines Todes in Berlin, im Jahre 1852, war, der an demselben Tage erfolgte, als ich wieder den deutschen Boden betrat und bei meiner Ankunft in Berlin noch seine Freunde, wie Bruno Bauer, Scherenberg, Gottfried Keller, Orelli und Widmann in der innigsten Betrübniß um ein verbummeltes, aber erzjoviales und gesellschaftliches Talent fand. —

Die großen Zuzüge von Freiwilligen, welche im Herbste 1850 nach Holstein kamen, um in den Reihen der regulären schleswig-holsteinischen Armee um die so traurig und schmählich verlassenen Herzogthümer zu kämpfen, veranlaßten die Schöpfung

von Besatz-Bataillonen in den um Rendsburg liegenden Forts, um die Ausbildung der Neuangekommenen zu leiten und sie von hier aus nach den Linienregimentern im Felde abzusenden. Ich war mittlerweile avancirt und wurde den Cadres zugetheilt, welche das zweite Besatz-Bataillon bildete, das reicher, denn die übrigen, an besseren Elementen von Freiwilligen war.

Das Fort Büdelsdorf, das größte um Rendsburg, wurde unser Lager, und bald stellte sich ein in mannichfacher Hinsicht sehr interessantes Leben für die vielen Mußestunden ein. Der Hauptmann von Magius, ein kreuzfideler Rheinländer, hatte seinen Bruder am Rebenfluß so tüchtig für die Rechte der Herzogthümer eingenommen, daß dieser in rührender Bruderliebe von Zeit zu Zeit ein Stückfaß Rheinwein schickte, das wir alsdann im Zimmer des kleinen, dicken, fidelen Hauptmanns mit gebührenden Toasts auf das Glück Schleswig-Holsteins und mit echt militärischem Appetit leerten. In Ermangelung von Heldenthaten, die unser gute Kapitän zu seinem Aerger nicht leisten sollte, entschädigten wir ihn brav durch die Anerkennung seines Durstes und feierten seine Kehle beim lustigen Gläserklang durch das bekannte Soldatenlied:

„Unser Hauptmann, er lebe,
Er geht uns kühn voran!"

Als treue Soldaten tranken wir bei dieser Strophe mit vollen Zügen und entzückten den Herrn von Magius durch fröhliche Commercelieder, an deren reicher Auswahl kein Mangel war, da sich der Hauptmann wie ein bemoostes Haupt unter gut eingepaukten Füchsen betrachtete.

Unter diesen lustigen Gesellen konnten manche lose Schwänke nicht fehlen, und die Mädchen in Schleswig sind überdieß hübsch genug, um den Muth junger Krieger zu beleben. Unter der Aegide unseres Hauptmannes konstituirten wir uns zu einer Theatergesellschaft. Ich ließ mir mit der Eitelkeit der Schriftsteller das Recht nicht nehmen, einen Schwank zu verfassen, wie ich es ja in Paris so manchesmal gethan; ja, mein Ehrgeiz erstreckte sich soweit, ein Frauenzimmer zu spielen, obgleich ich eine starke Mannszierde in meinem Barte besaß. Trotzdem stimmten alle meinem Vorschlage bei, da ich doch auch viele sanften Eigenschaften vereinigen sollte und überdieß Frauen mit Bärten nichts außergewöhnliches seien. Es war sehr leicht, von den hübschen Dirnen in Büdelsdorf ein passendes Kleid zu erhalten, nur zeigten sich die Schwierigkeiten im Ableihen der Unterröcke, welche kein Mädchen hergeben wollte und zu dem sich endlich eine alte Bauerfrau verstand. Unsere Bühne wurde in einem Theil der Kasematten des Forts errichtet, Coulissen

und Vorhang gaben die weißen Wollendecken unserer Lager; die Musik des Bataillons mußte spielen, und wir waren nicht wenig stolz darauf, daß der Major selbst und alle Offiziere des Bataillons unsere Vorstellung beehrten. Auch leisteten wir außerordentliches als dramatische Künstler, abgesehen davon, daß das eigens dazu verfaßte Stück alle Größe zur Unsterblichkeit besaß. Im ersten Akt hatte derjenige, welcher meinen Geliebten spielte, seine Rolle vergessen, was ich ihm in Hinsicht meiner Reize leicht verzeihen konnte, um so mehr, als er Geistesgegenwart genug besaß, seine Rolle aus der Tasche zu ziehen und der besseren Wirkung wegen abzulesen.

Das Stück selber, mit dem furchtbaren Titel: ‚die Schule des Lebens‘, den der Hauptmann durchaus verlangt hatte, schilderte nämlich die größte Armuth dreier Studenten, die nur einen einzigen Rock zum Ausgehen besitzen, sowie ein einziges Bett zum Schlafen. Eine charmante Nachbarin, die ich repräsentirte, hat eines Abends den Einfall, sich Licht von diesen drei armen Teufeln auszubitten, welche dem Verhungern nahe sind. Als einige Redensarten sie belehren, daß ihre Nachbaren beinahe Hungers sterben, beeilt sie sich, ihnen einen Eierkuchen zu backen, einer Aufgabe, der ich mich auch mit aller Virtuosität entledigte und die nur das Unglück herbeiführte, eine Seite meines Kleides zu

versengen, worüber die anwesende Urbesitzerin desselben in das unglückseligste Zetergeschrei ausbrach. Nachdem durch einige militärische Kommandos die nothwendige Ruhe wieder hergestellt war, hielt mir derjenige, der am meisten Eierkuchen gegessen hatte, eine rührende Rede, gestand mir seine Liebe und da er, wie gesagt, mitten in diesem Redestrom stecken blieb, las er mir mit üblichem Pathos vor, daß er mich heiraten wolle, was natürlich nur bloße Komödie war. Nichtsdestoweniger hatte ich es selber verfaßt, daß ich ihm gerührt nach dieser Stelle in die Arme sinke; unter den soldatischen Bravos der Zuschauer wurde mein Geliebter leider so zärtlich, daß meine Garderobe in die beklagenswertheste Unordnung gerieth und ich um Entschuldigung bitten mußte, mich auf einige Minuten zurückzuziehen. Endlich trat ich wieder auf und mein Geliebter fuhr in seiner Rede fort; die beiden Freunde, von denen der eine durch die Umstände gezwungen war, als einzige Hülle nur ein Bettlaken zu haben, segneten uns, und weil die rührende Geschichte doch einen guten Schluß finden mußte, trat ein Briefträger mit Geld in dem Augenblicke auf, wo unsere Liebe die schmerzlose Nüchternheit der trostlosen Zukunft erblickte. Der Geldbrief war gar keine schlechte Erfindung; denn er enthielt bloß zehntausend Thaler in Banknoten, die ein guter

Freund meinem Geliebten übersandte, mit der Bitte, ein Geschäft damit anzufangen und seinen liederlichen Lebenswandel endlich aufzugeben. Er versprach mir dieß auch, wie es in seiner Rolle stand, und damit hatte ‚die Schule des Lebens‘ Ferien.

Wie angenehm auch das Lagerleben im Fort Büdelsdorf war, so diktirte doch einen großen Theil der arrangirten Vergnügungen und Unterhaltungen nur die merkliche Langeweile und der stets stärker werdende Verdruß über die Unthätigkeit im Felde. Bald jedoch wurde es bekannt, daß ein Sturm auf Friedrichsstadt gemacht werden sollte, und in den ersten Tagen des Oktober verließ ich mit noch mehreren Freunden den guten Hauptmann Magius, das Fort und das Besatzbataillon, um meiner Zuweisung nach dem sechsten Bataillon nachzukommen.

Als dieß Bataillon nach einem beschwerlichen Marsche durch die kothigen und von Kanonen und Wagen maltraitirten Marschen vor Friedrichsstadt anlangte und in der Nähe von Bergedorf die Vorposten bezog, war es bereits tiefe Nacht. Durch die Dunkelheit glitzerte nur das stille Wasser der Gräben, welche in jenem Marschlande die fetten Weiden umgrenzen; dann grollte der Kanonendonner von Friedrichsstadt her; die weißglühenden Bomben, welche der bekannte Artilleriechef Christiansen auf die Stadt werfen ließ, beschrieben am Horizonte

ihren feurigen Halbkreis und kreuzten sich zuweilen in erhabener Feierlichkeit mit den dänischen Glühkugeln. Dieß nächtliche Schauspiel, welches den dunklen Himmel belebte, hatte etwas seltsamfeierliches; die dumpfen Kanonenschläge vibrirten in der Brust der Soldaten und ließen manchen ahnen, daß die drohende Gefahr auch mit ihrem Leben vereinigt sei. Zuweilen flogen die dänischen Bomben in mattem Glühroth bis in unser Lager hinein und machten eine stete Aufmerksamkeit nöthig, welche nach dem langen und beschwerlichen Marsche unendliche Mattigkeit hervorrief.

Trotzdem erhielten wir schon mit Tagesgrauen den Befehl zum Sturm auf die Festung, welche wir drei Monate früher ohne jedes Drängen verlassen hatten und die jetzt von den Dänen aufs stärkste durch Schanzen und Blockhäuser befestigt worden. Im Angesichte des an vielen Stellen brennenden Friedrichsstadt und beleuchtet von der rothen Glut des Brandes, erstürmten wir die vor der Eider aufgeworfenen Schanzen und rückten, unterstützt von Artillerie und Jägern, nach der Festung vor. Ein unbeschreiblicher, wilder Kampf hatte sich bald entsponnen und an einigen Stellen den Charakter eines Gemetzels angenommen. Immer von neuem wurden die Truppen gegen das Blockhaus geführt, welches eine Hauptredoute der dänischen

Verschanzungen bildete, und jeder Angriff kostete Hunderten das Leben, ohne gleichwohl einen Vortheil herbeizuführen. Ermattet von den gewaltigen Anstrengungen, erschöpft von dem fortwährenden Stürmen und bis auf ein winziges Häuflein zusammengeschmolzen, wurden wir endlich aus dem Feuer geführt und sahen mit den ersten Sonnenstrahlen unsere schwer gelichteten Reihen, suchten vergeblich manchen lieben Freund, den der Todesengel geküßt hatte, und stemmten uns auf die heißgeschossenen Läufe der Gewehre. Kaum ein Drittheil des Bataillons war nach diesem Sturm übriggeblieben und fast alle Offiziere todt oder verwundet. Und selbst der große Trost für die Krieger blieb uns aus, einen Nutzen aus dem blutigen Opfer ersprießen zu sehen! Denn schon an demselben Tage wurde Abstand von weiterem Sturm genommen und die Truppen in die Replies zurückgezogen. Düster, ohne gewohnten Sang und Hörnerklang, geschah dieser Rückzug, und manchen wollte es scheinen, als habe man bei dem Sturme nur ein Dezimiren der Armee beabsichtigt und von vornherein die energische Absicht, Friedrichsstadt zu nehmen, nicht gehabt. Die Gewalt, mit welcher die Sturmkolonnen in den sicheren Tod geführt wurden, hatte allerdings so viele Tausende von Menschenleben gekostet, daß sie schwer auf dem Gewissen des Generals ruhen müssen, weil nicht

der geringste Erfolg durch sie gewonnen, sondern nur eine Tapferkeit der Armee bethätigt wurde, die wahrlich einer besseren Zukunft würdig war. Dem sechsten Bataillon, welches heroisch in diesem Kampfe gewesen war, flickte man die Wunden mit einer Fahne, die als Lohn der Tapferkeit verliehen und mit dem Ehrennamen ‚Friedrichsstadt‘ geschmückt, stets vor der Armee sich entfalten sollte.

Die neuen Komplettirungen der Bataillone und die verschiedenen Reorganisationen in der Armee, überwiesen mich darauf dem achten Bataillon und zu meiner Freude derselben Kompagnie, bei der sich Saint-Paul wieder thätig befand. Damit kam ich auf eine entgegengesetzte Seite von Schleswig, nach dem rechten Flügel, unweit von Eckernförde, wo unser Bataillon den Winter hindurch den Vorpostendienst behielt.

Mehr als auf dem linken Flügel ist hier das Land reich an Edelhöfen, die sich vornehmlich um Eckernförde gruppirt haben und von denen Hoffnungsthal, Marienthal, Seestädt und andere zu Stationen unseres Feldwachenlebens gemacht worden waren. Durch meine innige Bekanntschaft mit Saint-Paul und da ich überdieß über lang oder kurz das Offizierpatent erhalten sollte, hatte ich die Annehmlichkeit, in die meisten jener Familien eingeführt zu werden, welche die Edelhöfe besaßen und

fast sämmtlich die lebhaftesten Sympathien für die deutsche Sache an den Tag legten. War nicht eben die Pflicht der Feldwache an mir, so boten die Spazierritte auf den Pferden der Edelherren, die Spielpartien beim Major, die tägliche Tafel am Familientisch und manche reizenden Soireen, Annehmlichkeiten in Fülle für die müßigen Tage, und als junger Krieger hatte man überdieß das Recht, mancher schönen Dame die Cour zu machen, was ihr und mir noch besser die Zeit vertrieb.

Saint-Paul, dessen Wunde wieder aufgebrochen war, wartete deren Heilung in dem freundlichen Kirchdorfe Seestädt ab, welches einen historischen Namen durch die Schlacht erhalten, die im Jahre 1813 hier geliefert worden ist. Seestädt gehörte so zu sagen dem achten Bataillon, und zwar deßhalb, weil es Eigenthum des Grafen Ahlefeldt war und der Graf Ahlefeldt einen steten Begleiter unseres Bataillons abgab. Dieß hatte seinen Grund darin, weil der Major des achten Bataillons der Schwiegersohn des dicken und von den Dänen schwergehaßten Grafen war, und unser Hauptmann mit aller Ritterlichkeit, die ihm möglich war, stark, und wohl auch gern gesehen, um ein anderes Töchterlein des Herrn von Ahlefeldt freite. Der Major und der Hauptmann ritten deßhalb auch alle Tage selbander nach dem nahen Seestädt über den

hohlen Moorgrund und zechten und vergnügten sich weidlich in dem schönen, mit großem Park umzogenen Herrenhause, welches am Kreuzwege von Seestädt sich stattlich erhebt.

In diesem Herrenhause des Grafen Ahlefeldt residirte Saint-Paul, und theils um ihm Gesellschaft zu leisten, theils um meines Dienstes wegen, welcher mich gewissermaßen zum Adjutanten meines Hauptmanns machte, blieb ich wohl manchmal mehrere Tage der Gast des Grafen Ahlefeldt, der einer der liebenswürdigsten und gewichtigsten Menschen war, die ich kennen gelernt. In seinem Hause waltete eine echte Gastfreundschaft, die schwerlich oft, selbst in dem für gastfrei verschrieenen Deutschland, angetroffen werden mag; war er zu Pferde, dieser Dänenfeind, so glaubte man den Sancho Pansa zu sehen, dessen Leibesumfang nach genauen Messungen drei Ellen und eine halbe betragen; das arme Pferd, obgleich kräftig wie die der Kürassiere, keuchte unter seiner Last, und die dänischen Scharfschützen brauchten nicht zu zielen, um diese Herkulesgestalt zu treffen, die, wenn sie gravitätisch der Kompagnie vorausritt, den kleinen, splitterschmalen Major um die Breite des Trommlerchors verdeckte. In Anbetracht seiner gefährlichen Konstitution pflegte denn auch der edle Graf, so wie es ans Schießen ging, weit zurück zu reiten, gefolgt von dem Major,

der, wenn auch ungemein schwer zu treffen, doch der bessern Sicherheit halber seinem Schwiegervater folgte und, niedergebeugt im Sattel, gänzlich hinter dem Halse seines Pferdes verschwand. In Folge dessen kam es auch, daß die zweite Kompagnie des achten Bataillons bei Gefechten merkwürdiger Weise nicht allein von hinten, sondern auch von unten herauf kommandirt wurde.

Der Magnet für einen dritten Schwiegersohn des edlen Grafen von Ahlefeldt war die jüngste Tochter desselben, ein wunderliebliches Mädchen, dessen Schönheit mich zu den schwindelndsten Hoffnungen ermuthigte. Herr von Saint-Paul schien eifersüchtig auf die Liebenswürdigkeiten zu sein, welche ich so glücklich war, von dem reizenden Mädchen zu erhalten, und knurrend humpelte er auf sein Pferd, wenn ich mit der jungen Vicomtesse verabredet hatte, irgendeinen Spazierritt zu unternehmen. Herr von Saint-Paul ritt zu meinem Verdrusse alsdann sicherlich mit, da das Kammermädchen in milder Zuneigung ihm stets unser Vorhaben klatschte. Leider pflegte Saint-Paul die Wunde nicht zu beachten, die im Leben nicht zum vollständigen Zuheilen kommen sollte, und überdieß war er kein flotter Reiter, so daß er gewöhnlich beim scharfen Trabe hundert Ellen hinter uns war. Das reizende Edelfräulein vermochte nicht in dem Droschkentrab zu

reiten, den Saint-Paul begehrte; neckisch lächelnd schnalzte sie zu seiner Verzweiflung mit der Zunge und flog dann wild über die flachen Ebenen, bis sie endlich Erbarmen mit dem unglücklichen Patienten hatte, der gemächlich und schwankend im Sattel herantrabte. Dann konnte ich nicht abkommen von diesem schönen Antlitz des jungen Mädchens, das in wallendem Reiterkleid, mit gerötheten Wangen und kurz wogendem Busen, die Mähne des nüsternden Renners klopfte und mich mit den blauen, strahlenden Augen prüfte, so daß ich den guten Saint-Paul im stillen zu allen Teufeln wünschte.

Durch das Bekanntwerden mit dem Pfarrer von Seestädt erhöhte sich der Reiz, den dieser Ort für mich in der letzten Zeit meines Soldatenlebens bekommen hatte. Der Pastor Harring war ein kleiner, aber treuherziger Mann, durch und durch deutsch rechtschaffen, dessen politische Gesinnungen aber einen Widerschein von denen seines fanatischen Bruders Harro Harring hatten. Bekanntlich machte dieser Republikaner in den dreißiger Jahren nicht geringes Aufsehen durch seine wilddemokratischen Schriften und seine von unersättlichem Russenhaß erfüllten Polenromane, deren Mehrzahl gar nicht das Tageslicht der Oeffentlichkeit gesehen hat. Es war ein Lieblingsthema des guten Pfarrers, von seinem Bruder zu erzählen, der damals

schon in London lebte, wo ich ihn bald nachher auch besuchte. Wir hatten beide große, und nach alter Studentensitte verzierte, Pfeifen im Munde, und indem wir das Zimmer durchmaßen, bliesen wir die blauen Wolken vor uns her. Alle Augenblick stand der Pfarrer vor einem Bilde seines Bruders still; erzählte er von seinen Erlebnissen in Polen, so zeigte er ihn mir in seiner Polentracht; sprach er von seinem Treiben in Italien und der Freundschaft, die er mit Mazzini unterhalte, so wies er auf ein Porträt in Carbonarimantel, mit diktatorischen Zügen, wildem Blick und einer historischen Papierrolle in der Hand. Unter allen stand der Schriftzug Harro Harring's, auch wohl ein demokratischer Vers als politischer Grundsatz.

Mit Freuden gab mir der Pfarrer die Romane und Schriften seines aus allen Staaten vertriebenen Bruders, und ich las mit Neugierde diese haßerfüllten Bücher, von denen der Pastor Harring eine bedeutende Anzahl, wohl an fünfzig, besaß. Ein ungemeines Talent, selbst eine blühende Poesie markirte sich in jedem Werke des überall Verurtheilten und Verbannten; aber sowohl in den Polenromanen, wie in den Gedichten lodert eine so demagogische Brandfackel und glüht ein so maßloser Haß gegen alle bestehende Ordnung, gegen Fürsten und Polizei, daß man diese Schriften den

Radikalsten als homöopatisches Mittel geben könnte, um sie von ihren unsinnigsten Ideen zu heilen. Der Pfarrer räumte zwar diese fanatische Exaltation seines Bruders ein, aber es war ihm unmöglich, die Gerechtigkeit seines Schicksals anzuerkennen und die Vernünftigkeit der kontinentalen Regierungen einzusehen, welche seinen demagogischen Bruder verurtheilt oder aus ihren Staaten gewiesen hatten. Trotz aller seiner sonstigen Liebenswürdigkeit lernte ich hierbei nur noch besser kennen, daß in Hinsicht der Politik, die Geistlichen und hauptsächlich die Landpfarrer, die unleidlichsten Menschen sind, die es geben kann.

Fast alle Nachmittage, und oft schon vor Tische machte ich meinen Spaziergang von dem Edelhofe Freudenberg am Wittensee, wo meine Korporalschaft längere Zeit lag, nach dem freundlichen Seestädt. Das Dörfchen, dessen treuherziger Gastwirth überdieß renommirt war, lag wohl über eine Stunde weit von unseren Kantonnements, und trotzdem sehnte ich mich stets nach der Stunde, während welcher ich, um näher hinzugelangen, über die brachliegenden, von Moorgrund und Gräben oft durchschnittenen Felder ging, weitum nichts als traurig daliegendes Land erblickend, ohne jede Hügelung, nur in weiter Ferne das hochgelegene Edelschloß von Freudenberg, einige

Hütten vom Dorfe Habye, oder den kleinen Thurm von Seestädt. Und sollte in jenem Dörfchen ein junger Fähnrich sich nicht glücklicher fühlen, als unter den kalten Scheunen des Kantonnements, in den dunstigen Zimmern der Bauern, oder bei den kartenspielenden, zechenden und singenden Kameraden? Auch dort war ich wohl gern; aber es gab doch in Seestädt einen wunderholden Magnet, der mich mächtiger anzog und den ich nur erst verließ, wenn es sein mußte.

Außer diesen Stunden, wo die jugendliche Phantasie das Blau des Himmels und seine nächtigen Sterne mit den Augen einer Geliebten verglich und in Koboldsprüngen das heilige Reich der Schwärmerei durchtanzte, bald wehmüthig schauend wie ein der Welt Enthobener, bald rieselnd vor Wonnelust, theilte ich in Traulichkeit manchen Abend in dem gastlichen Pfarrhäuschen, welches außer seinem würdigen Herrn noch drei aufgeblühte Rosen verbarg, die blond an Haaren, blau an Augen und roth an Lippen, des Pfarrers Töchterlein waren. In ihnen lebte noch jener keusche Drang zur Poesie und Musik, den man gar nicht in den Großstädten kennt und der sonderlich bei den Landpfarrtöchtern, deren es bekanntlich mehr denn Söhne gibt, in auffallender Weise besteht. Eine Jede hatte ihr Album, in welchem die Lieblingspoesien

fein zierlich kopirt standen und in welches jeder hineinschreiben mußte, bei dem man den heiligen Duft der Poesie herausroch. Einem invaliden Fortepiano entlockte bald diese, bald jene der hübschen Mädchen schwärmerische oder heitere Weisen; bald lauschten sie dem Spiel der dilettirenden Krieger, die sie besuchten, dem Jodeln eines bairischen Hochländers, der seine Tressen mit Stolz trug, oder den zarten Akkorden eines rendsburger Malers, dem die jüngste der drei Grazien Liebe, Herz und Hand geboten hatte, eine Dreieinigkeit, deren letztes Stadium damals noch in spe war.

Inmitten dieser, unstreitig reizenden Unterhaltung saß der Papa Pastor mit seiner langen Pfeife auf dem Sopha und vergnügte sich weidlich an dem munteren Treiben seiner gesegneten Kinder. Ein Tänzchen war überdieß sehr gern gesehen, und es tanzt sich gewiß nicht schöner, als in einer trauten Familienstube, nach dem unhörbaren Takt eines ohne Noten gespielten Walzers, zu dem der draußen sich langweilende und heulende Haushund Cello spielte. Auch kam wohl ein Whist zusammen, oder ein Bostonspiel, während dessen derjenige am glücklichsten war, welcher in einer heimisch halbdunklen Ecke seinen Whist mit der Geliebten machte und die Küsse sorgsam von den rosigen Lippen abzog, um keinen verdächtigen oder Furore

machenden Schall ertönen zu lassen. Erst spät in der Nacht pflegte ich aus diesem trauten und liebevollen Kreise zu scheiden, um, an dem Denkmal der Schlacht vorbei und nach einem „nassen Gruß" beim seestädter Wirth, meinen gefährlichen Rückweg über die Moore und Gräben nach Freudenberg anzutreten, mein Lager alsdann in demselben Gemache aufzusuchen, in welchem der Bauer und seine Frau in patriarchalischer Naivetät schnarchten, und dann zu schlafen und zu träumen, bis der dampfende Kaffeekessel am Morgen mir seinen angenehmen Duft in die Nase sandte.

Indessen war auch das eigentliche Soldatenleben nicht ohne mannichfache Reize, wenn auch jeder derselben erst durch eine Portion Langeweile, die einem mehrwöchentlichen Biwachtleben stets Begleiterin ist, erkauft werden mußte. Die Feldwache lag kaum eine halbe Stunde von Eckernförde entfernt, und fast jede Nacht belebten dieselbe kleine Vorpostenneckereien, bei denen man ohne Zweck und Ziel und lediglich aus Thatendrang sich zum gegenseitigen Vergnügen blaue Bohnen in den Leib zu jagen sucht; der Reiz dieser Amusements nimmt erst einen andern Charakter an, wenn man diesem Zeitvertreib ein Glied oder gar das Leben geopfert hat, besonders verändern sich, wie ich mindestens annehme, im letzteren Falle gänzlich die menschlichen

Ansichten über die eitlen Vergnügungen auf dieser Welt.

Bei der Unthätigkeit, zu welcher die Armee verurtheilt war und von der man auch vergeblich ein Ende erwartete, nachdem von der Horst das Kommando übernommen hatte, arrangirten die Vorposten zur bloßen Unterhaltung oftmals kleine Neckereien, aus denen sich zuweilen Gefechte von größeren Dimensionen entspannen. In solcher Hinsicht hatte der Feldwachendienst mancherlei Reize für den Soldaten; es fanden sich immer tollkühne Menschen darunter, die, als Patrouille abgesandt, zu weit in die dänische Vorpostenlinie hineinstreiften, oftmals durch einen waghalsigen Handstreich die feindlichen Feldwachen aufhoben und, wie Katzen, sich als Schleichpatrouillen bis mitten in die dänischen Kantonnements hineinwagten. Ebenso mußte man stets vor den dänischen Streifpatrouillen auf der Hut sein, welche mit einer Katzenbehendigkeit ohne gleichen durch unsere Vorposten schlüpften und, gebückt auf dem leichtgefrornen Moorgrund fortrutschend, oftmals die Feldwachen mit ihren Schüssen in eine blutige Ueberraschung versetzten.

Größere Rekognoszirungen belebten sehr oft den Vorpostendienst und alarmirten häufig den ganzen Flügel der Armee. Die meist von leichtem Frost begleiteten Nächte setzten alsdann mehrere

Kompagnien, auch wohl mehrere andere Bataillone und Artillerie in Bewegung. Still, und so leise als möglich, marschirten wir dann über den hohltönenden, gefrornen Moorgrund, durch kleine Gehölze bis zu den feindlichen Vorposten, welche sich schießend bei unsrem Anrücken zurückzogen. Die Wege und die Hauptchaussee nach Eckernförde waren in Intervallen von den Dänen mit Weiden- und Strauchwerk barrikadirt worden, und während die Tirailleurs voraus und seitwärts abschwärmten, um die Flanke des Streifkorps zu decken, warfen die Pionnire ihre brennenden Pechkränze in die Verhaue, welche bald mit ihrer lichten Glut den dunklen Himmel rötheten. Allmälig hatte sich die Tirailleurkette immer mehr verdichtet und rückte immer weiter vor; die Verhaue der Chausseen wurden einer nach dem andern niedergebrannt, und stets war es mit dem ersten Kuß der Morgenröthe am fernen Horizont, daß wir in die freundlichen Straßen von Eckernförde einrückten, während auf der entgegengesetzten Seite die Dänen abzogen. Diese trauliche Stadt besetzt zu halten, war keineswegs Absicht der unternommenen Rekognoszirung; sie würde von unserer Seite, als ein offener Ort, auch ebensowenig wie von den Dänen gehalten worden sein. Wir begnügten uns nur, bei gutem eckernförder Kaffee uns wieder durchzuwärmen und

alsdann den Rückzug in die Quartiere anzutreten.

Es war Sitte bei unserer Kompagnie, sobald wir von einer anderen abgelöst waren und so für eine Woche dem Vorpostendienste fremdblieben, ein größeres militärisches Fest zu veranstalten, bei dem der Wein und Tanz die Hauptfaktoren bildeten. Der Major und der Hauptmann unternahmen das Arrangement desselben, während der edle Graf Ahlefeldt seinen Weinkeller öffnete und einen Wagen rothen Rebensaftes, einige Fäßchen Rum nebst obligatem Zucker von Seestädt herübersandte.

Die größte Scheune des Dorfes, in dem wir gerade lagen, wurde zum Festsaal umgeschaffen; das Heu und Stroh der Tennen wurde in die dunklen Tiefen der oberen Kojen gedrückt; die Tenne sauber gefegt und überall von Waffen, Helmen und Laub ein allegorischer Festschmuck angebracht. Selbstverständlich gehörten zum Feste die schönen Vertreterinnen des schwachen Geschlechts, und mit ritterlicher Artigkeit baten wir die Edeldamen der umliegenden Güter und die Schönen der Dörfer zu Gaste. Deputationen wurden am Nachmittage des Festes noch einmal entsandt, um auf den Bauerwagen die Mädchen der Umgegend herbeizuführen. Empfangen von dem Hurrahruf einer

Kompagnie, in Voraussicht baldiger Jubellust, kreuzfideler Soldaten und von dem Tusch des Musikchors, nahmen die Holden und Lieblichen Platz auf den improvisirten Bänken in der Scheune, die im Glanze der dem Marketender verschwenderisch abgekauften Talglichter strahlte. Immer dichter wurden die Reihen der Schleswigerinnen; die Edelfräulein saßen auf ihren Stühlen und über ihnen baumelten die mächtigen Sohlen der Musketiere, welche sich auf den Rand der oberen Strohkojen gesetzt hatten und von oben herab das Schauspiel betrachteten.

Endlich wurden in die Ecke der Scheune die dampfenden Wasserkessel getragen; in weiser Mischung setzten unsere Köche einen Glühwein und Punsch zurecht, welcher der Kehle des langgedientesten Holsteiners einen angenehmen Kitzel verursachte. Die Trompeten des in eine Mittelkoje zusammengedrängten Musikchors begannen lustig den Bataillonsmarsch zu schmettern, und unter dem Klang der mit gelbbraunem Stoff gefüllten, von überall herbeigeschleppten, Gläser tönte das Lied von Schleswig-Holstein aus hundert gesunden Kehlen, daß die Strohhalme aufflogen und die Lehmwände erbebten.

Der Major eröffnete den Tanz, und unvergeßlich wird mir der Anblick bleiben, den diese kleine, splitterdürre Gestalt in den Armen der riesigen

Bauerfrau gewährte, welche er mit seinen, der Tanzkunst nicht gewachsenen, Füßen maltraitirte. Seine edle Frau Gemalin, die einem Gefreiten die Hand zum Walzer gab, mußte vor Lachen stillstehen; denn ihr Gemahl schlotterte in den kolossalen Armen der Scheunenbesitzerin, die, blind gegen die schmächtige Gestalt, welche nicht einmal ihren derben Schritten zu folgen vermochte, ihren Tänzer-Major nicht aus der Umarmung ließ, sondern den zur Verzweiflung gelangten Chef des Bataillons mit rasender Lust umherschwenkte, bis er endlich, athemlos und bleich vor Anstrengung, der Tanzwuth seiner Wirthin sich entziehen konnte. Unser Hauptmann, eine mächtige Gestalt, hatte der Symmetrie wegen ein kleine, zierliche Wirthschafterin erwählt; aber er schwenkte sie mit Sicherheit herum und an Lungenschwäche litt er überdieß auch nicht. Aber Saint-Paul war wieder der Drolligste; denn das Tanzen war seiner kleinen, gebrungenen Gestalt auch nicht gegeben worden, und gleichwohl hätte er um keinen Preis sich den Genuß entwischen lassen, die Kammerzofe der Gräfin Ahlefeldt in seinen Armen zu halten. Gepeinigt von dem schleifenden Dreivierteltakt des Walzers, setzte er plötzlich zum bequemen Zweitritt an und brachte seine widerstrebende Tänzerin mit Gewalt in jenen churmärkischen Landwehrschritt, mit dem er gegen die Pfeiler der Scheune und

gegen alle Paare anprallte, die nicht geschickt seinem Sturmkreisel aus dem Wege walzten.

Die Offiziere waren verpflichtet, bei dergleichen Festlichkeiten mit den Bauerdirnen zu tanzen und die zarteren Gestalten der Edeldamen dem Theil der Kommißsoldaten zu überlassen, welcher sich getrauen durfte, mit denselben etwas manierlich umzugehen. Sobald erst der Humor durch einige warme Taufen zur Lebendigkeit gekommen war, nahm auch der Tanz jenen burschikosen Charakter an, den die Offiziere und die Edelfräulein zwar nicht durch direkte Betheiligung selbst unterstützen wollten, wohl aber ihre Freude daran hatten, denselben zuzusehen. Bis tief in die Nacht hinein und bis zum letzten Tropfen in dem Kessel dauerte dieses Fest; dann bliesen die trunkenen Musikanten in ungemerkter Disharmonie den taumelnden Kehraus; die rothen Flammen der Talglichter drangen nicht mehr durch den dicken Staub und galante Musketiere fuhren die noch anwesenden Schönen wieder über die einsamen Felder nach ihren Wohnorten zurück.

Das neue Jahr eröffnete sich jedoch mit sehr trüben Aussichten für die Sache der deutschen Herzogthümer. Während man bei der Armee, die im Anfange des Januar bereits aus dem Felde zurückgezogen worden, das Unglaubliche noch nicht glau-

den wollte und noch immer eine Hoffnung für die Zukunft hegte, hatte ich Gelegenheit, durch ein mir übergebenes Amt bei dem Ministerium in Kiel, genauer den hoffnungslosen Zustand der einst von ganz Deutschland für national und heilig erklärten Sache zu erkennen.

Von Hause aus war meine Sendung an die Regierung rein militärischer Natur und ohne jeglichen Zusammenhang mit den diplomatischen Unterhandlungen, die sich bei gewaltigem Drängen aller Großmächte endlich zu einem Knäuel schürzten, dessen Dauerhaftigkeit bescheidenen Zweifeln unterliegen mag. Indessen lernte mich bei dieser Gelegenheit der Graf B..... näher kennen und überwies mich der Kanzlei, um dort die französische Abfassung der Präliminarien zu besorgen, die einige Tage später den Waffenstillstand bewirkten und später als Basis des freilich wenig trostreichen Friedens dienten.

Die feindliche Stimmung, mit welcher die Kabinette Deutschlands die provisorische Regierung zum Aufgeben des Kampfes drängten, und hauptsächlich der Anmarsch der Oesterreicher, welche sozusagen die Exekutionstruppen desselben deutschen Bundes werden sollten, der drei Jahre früher ganz Deutschland für die Vertheidigung der schleswigholsteinischen Rechte zu den Waffen gerufen, setzten

den Grafen B...... dermaßen in Zorn, daß er, empört über die Nachgiebigkeit der provisorischen Regierung, eine Proklamation zu veröffentlichen beschloß, welche, an die Armee und das Volk gerichtet, eine neue und energischere Regierung verlangen, sowie einen Frieden zurückweisen sollte, der keineswegs der Ehre des Landes entsprach, welches ruhmvoll und unter ungeheuren Opfern drei Jahre lang für seine Rechte gegen den dänischen Uebermuth gekämpft hatte. Trotz meiner Gegenvorstellungen, die ich dem edlen Manne wohl machen durfte, verlangte er von mir die Abfassung der Proklamation.

Diese leidenschaftliche Aufwallung, welche mehr patriotisch als diplomatisch war, machte indessen, wie ich es auch gehofft, bald einer ruhigeren Auffassung der Dinge Platz. Der Graf widerrief sein Begehren und sagte:

„Es würde doch nur das Unglück dieses armen Landes sein, welches, außer der Kriegsfurie, damit noch die Brandfackel der Anarchie erhielte. Nein, nein! das will ich doch nicht; es könnte eine zu schreckliche Verantwortung auf mich laden und würde den Anschein haben, als sei diese Handlung nur dem persönlichen Ehrgeiz nach der Gewalt entstiegen. Auch würde es sicherlich nur eine Galgenfrist sein, die durch längeren Widerstand erreicht würde.

Die deutschen Regierungen glauben heute, wo die alte Politik wieder beliebt wird, zu eigener Sicherheit jeder nationalen Bewegung Feind sein zu müssen; Rußland kommandirt sie; England unterstützt die dänischen Forderungen, weil es Deutschland mit Häfen zu fürchten hat, und ein deutscher Staat macht sich zum Exekutor der Freiheit. O, es ist unglaublich, wenn man darüber nachdenkt, daß heute Unrecht ist, was vor drei Jahren heiliggesprochen; daß heute die Oesterreicher, um uns die Waffen aus der Hand zu nehmen, durch Preußen marschiren, welches seine Truppen bei Schleswig und Düppel in den Tod geschickt hat, um unserer Sache willen! Es ist unglaublich, sage ich! aber doch ist es so! Man schickt uns Oesterreicher als Exekutionstruppen hierher; unsere brave Armee wird binnen kurzem aufgelöst werden und alles Blut wird umsonst, alle Opfer werden vergebens gewesen sein. Man wird uns dänisiren, sage ich Ihnen, daß jedem Deutschen die Haut frieren wird. Und dabei ist Rendsburg auf zwei Jahre verproviantirt; achtzigtausend Mann könnten sich die Köpfe an dieser fast uneinnehmbaren Festung zerrennen: aber wozu diese Gedanken? Es ist nun einmal vorbei und Deutschland wird dereinst die Zähne knirschen über das Henkerspiel, dem es mit der Geduld eines Lammes und mit der Lieblosigkeit einer Stiefmutter in Bälde zuschauen kann."

Noch ehe die Auflösung der Armee denn vonseiten der Regierung bekannt gemacht worden war, nahm ich meinen Abschied und verließ das kriegerische Handwerk, um es wieder mit einem friedlichen zu vertauschen. Mit Wehmuth schied ich von diesem schönen, deutschen Lande, dessen Zukunft düster war und welches vor wenigen Monaten noch so reich in Hoffnungen sich wiegen konnte! Auch so manchem liebgewonnenen Freund, so mancher theuren Person galt mein Lebewohl und ich sah es noch, wie bange die Einwohner des Landes der nächsten Zukunft entgegensahen.

In Altona sah ich noch einige Tage das Ende jener traurigen Komödie an, zu dem das unglückliche Deutschland wieder einmal aufgespielt, und in welcher es zum Mitleiden der Zuschauer sich selber gemißhandelt hatte. Die Sorge um meine nächste Zukunft erhöhte noch die düstere Stimmung, und, wiewohl es mir leicht geworden wäre, entweder in Kiel oder in Altona angenehme Stellungen zu erhalten, so vermochte ich es doch nicht, in einem Aufenthalte in Deutschland Wohlgefallen zu erblicken. Paris lockte mich von neuem und eine Art Heimweh quälte mich; ich hatte es ja überdieß ein halbes Jahr früher nicht verlassen, um ihm Lebewohl zu sagen; sondern hatte jenem Deutschthum gehorcht, welches eine ganz spezifische, aber boshafte Eigen-

schaft des deutschen Herzens ist. Wie ein Schwamm-gewächs klebt dieses Deutschthum an dem Herzen; man hat bald einmal Zorn genug, es abreißen zu wollen; dann aber überkömmt Einen das Mitleid mit dem Dinge: es ist doch nun einmal wie mit dem deutschen Esel, von dem sich ein modernes Germanenkind geduldiglich schlagen läßt und dessen Gewieher in Ermanglung lieblicherer Nationalhymnen wie Sphärenharmonie erscheint. Der liebe Herrgott, der die Herzen der Menschen in wunderlicher Laune gebildet hat und mit den Frauenherzen sich selbst ein Räthsel schuf, der muß, als er den Deutschen die Herzen formte, etwas noch räthselhafteres haben schaffen wollen. Das ganze Ding ist ewig krank und kläglich leidet es manchmal, und dennoch wieder ist dieß Gebild so etwas erhabenes, so etwas unendlich hochheiliges, daß es, um noch mehr Tugenden haben zu wollen, seine besten gern verläugnet.

Man mag dem Deutschthum noch so sehr zürnen, weil es oft auf die boshafteste Weise seinen Besitzer am Narrenseil führt; verläugnen mag man es trotz alle Dem nicht. Nur ist's zu Zeiten besser, wenn das Ding einen Schlaftrunk bekömmt; das Schlafen liebt seine Murmelthiernatur. Mit weiser Ueberlegung sah ich diese Tugend des deutschen Herzens ein und beschloß, es der Versuchung aus dem

Wege zu führen, um seiner rebellischen Laune keine Gelegenheit zu bieten, über die Stränge zu schlagen, Krämpfe und Kolik vor Bosheit zu bekommen oder einen sonstigen nationalen Unsinn zu begehen. Schlafen sollte das Ding, schlafen bis ihm die Augen verschwollen sind, wie es Sitte und Brauch für anständige Unterthanen ist; aber deßwegen wollte ich es mit dem Heroismus eines Lycurgos selber exiliren, damit es, fern der Heimat, unter Thränen und Seufzern jede übermüthige und dem gesitteten Deutschthum widerstrebende Aufwallung ungestört todtweinen konnte....

„Schlaf', Herzchen, schlafe,
Draußen stehen Schafe...."

Und sind die Spillen in Paris nicht auch zu haben? —

Braucht das deutsche Herz eine Schlafmütze, so wollte ich dem meinigen wenigstens eine französische aufsetzen!

8.

Die zehnte Muse.

Frau von Girardin und ihr Gemal. — L'Allemagne est mourue. — Die Villa zu Chaillot. — Der Salon der zehnten Muse. — Vicomte de Launay. — Die Muse Frankreichs. — Le trio royal. — Kothurn und Maske. — Das poetische Kirchenschiff. — Victor Hugo. — Die Katastrophe zu Vallequier. — Lamartine und sein Salon. — Granier de Cassagnac. — George Sand. — Phantasie und Wirklichkeit. — Die Chateleine von Nohaut. — Journalistischer Abstecher. — „Sir, keine Berührungen!" — Der Glaspalast zu Hydepark.

Sobald ich nach Paris zurückgekehrt war, strebte ich natürlich danach, die früheren Verbindungen wieder herzustellen und in die alte Laufbahn einzubiegen. Ich konnte gar keinen besseren Vereinigungspunkt derjenigen Personen finden, die ich gern zu sprechen wünschte, als in dem Salon der Frau von Girardin, der sich fast täglich öffnete und eine ebenso glänzende, als intelligente Gesellschaft versammelte.

Die liebenswürdige und berühmte Dichterin, welche man die zehnte Muse, oder auch die Muse

Frankreichs nannte, hatte in früherer Zeit schon ein Wohlwollen für mich an den Tag gelegt, das ihr Herr Gemal, der große industrielle Don Quixote, Herr Emil von Girardin, keineswegs für mich hegen mochte, und welches um so schmerzloser für mich war, als der Chef der ‚Presse' den Salon seiner Gemalin nicht betrat, sondern sein Leben auf eigene Hand und oft in verschleierten Reizen führte. Eine Uneinigkeit beider schriftstellerischen Gatten in ihrem ehelichen Leben mag weniger bestanden haben, als eine Fremdheit der innigeren Gefühle, die nur zu gewissen Zeiten in dem des Ehrgeizes eine kurze Harmonie erhielten. Herr von Girardin hatte im Anfang der dreißiger Jahre die berühmte Tochter der berühmten Sophie Gay wie eine Spekulation angesehen und durch eine Heirat mit der schönsten Dichterin Frankreichs, deren Tugend damals so viele edle Herzen in Liebe entzückte, eine legitime Stellung in der Gesellschaft erringen wollen, die ihm bisher gefehlt hatte. Die Heirat von Delphine Gay mit dem Herrn von Girardin machte damals bedeutendes Aufsehen, und es schien unerklärlich, aus welchem Grunde das liebenswürdigste aller Mädchen einem Manne die Hand gereicht hatte, der weder berühmt, noch schön, noch besonders liebenswürdig war. Girardin war damals durch den Prozeß, den er gegen seinen Vater führte,

dessen Namen er, wiewohl er ein Kind außer der Ehe war, mit Gewalt tragen wollte, mehr berüchtigt als bekannt; sein Vermögen konnte nicht besonders reizen; seine Physiognomie nicht entzücken, seine Zukunft nichts versprechen. Nur mit der zähen Geduld, die ihm eigen ist, und jenem scharfsehenden, alles berechnenden spekulativen Geist, den er in höchstem Grade besitzt, trug er über seine glänzenden Nebenbuhler den Sieg bei der jungen, vom keuschen Ruhm getragenen, schönen und liebenswürdigen Delphine Gay davon. Es war dieß der erste Triumph, den der maßlos ehrgeizige, höhnische und mit Sarkasmus gegen die Gesellschaft erfüllte Girardin erreichte. Als echter Parvenu, dem ein ätzender Geist und ein opositionelles Talent zu Gebote stand, erklomm er Stufe auf Stufe, und schaute nach jedem Schritt boshaft und höhnend auf die Welt zurück; er machte sich zum Reformator der pariser Presse, zum Deputirten, zum Diplomaten; er scharrte ein kolossales Vermögen zusammen, verschaffte sich, wenn auch einen zweideutigen, doch weithin klingenden Namen, wurde ein industrielles Genie, der Vertraute der Staatsmänner, einer Herzogin und dann eines Kaisers — alles nur durch die geschickte Handhabung seines Geistes, der mehr seine Stellung als seine Achtung erhöhte und der ihn nur im Stiche ließ, wenn er das Ziel aller

seiner Wünsche, das Ministerportefeuille, eben erreicht zu haben glaubte.

Seine Gemalin war dagegen ein feiner, mit unendlicher Liebenswürdigkeit begabter Geist, voller Poesie und Herzensgüte; der Reiz ihrer Unterhaltung hatte etwas märchenhaftes und schien keine Ermattung zu kennen; alle Welt liebte sie und niemand konnte ihr grollen, selbst wenn ein feiner Witz ihr entschlüpfte, dessen Stachel oftmals verwunden mußte. Glaubte sie jemanden gekränkt zu haben, so erheiterte sie bald wieder seine Züge durch den Reiz sinniger Entschuldigungen, daß man denjenigen beneiden mochte, dem die Kränkung ein Recht gegeben hatte, der französischen Muse grollen zu dürfen, und der nun dankbar dafür war, weil so lieblicher Balsam in seine Wunde gegossen wurde. Delphine von Girardin kannte in ihrer Liebenswürdigkeit keinen Unterschied; sie hatte den Ehrgeiz, von jedermann reizend gefunden zu werden, und die Befriedigung, ihren Wunsch in hohem Maße erreicht zu sehen.

Das geistreiche Weib, welches damals bereits in der Mitte der vierziger Lebensjahre stand, durfte immer noch als eine Schönheit erscheinen, vor der die Männer augenblicklich entwaffnet sind. Nicht allein die Feinheit und Regelmäßigkeit ihrer Züge bezeichneten sie als eine der begünstigsten ihres Geschlechts,

sondern der Geist und der hohe Esprit, welcher der edlen Physiognomie aufgedrückt war, legten um diese Gestalt jenen magischen Reiz, der die Frauen sogleich in den Augen der Männer der menschlichen Sphäre entrückt und diesen zur Aufgabe macht, sie mit der Schönheit der von Poesie umkleideten Göttinnen Griechenlands zu vergleichen. Die Majestät ihres Geistes, die von ihrem Antlitz strahlte, gewann durch die großen blauen Augen mit dem unendlichen Reiz und der innigsten Sanftmuth einen lieblichen Charakter, und dazu ein reiches, prächtiges Haar, das in blonden Locken herabfiel und ihr den Anschein einer deutschen Rittersfrau verlieh. Wenn ich nicht irre, so ist sie in Aachen geboren worden, oder doch dort getauft; ihre Mutter Sophie Gay, welche an einen Generalpächter des Ruhrdepartements verheiratet war, wohnte lange in Aachen, und Frau von Girardin, welche leidlich deutsch verstand, erzählte mir vieles aus jener frühesten Zeit ihrer Kindheit, wo sie in dem Salon ihrer Mutter mancher deutschen Zelebrität begegnete; eine besondere Vorliebe schien sie für den Fürsten von Pückler-Muskau bewahrt zu haben, dessen Bekanntschaft sie schon als sehr junges Mädchen machte. Im Grunde hervorragend durch den Schönheitstypus des deutschen Wesens, mit einer breiten und klaren Stirn, einem zierlich geformten Munde, hinter

dem wie zwei Reihen Perlen der weiße Schmelz der Zähne leuchtete, konnte man sich nicht satt sehen an der zarten Weiße ihrer Haut, an diesen schön gerundeten Schultern, die der liebenswürdige Béranger mit denen der Venus verglich; an ihrem sanft anschwellenden Arm und an jenem Reiz des Lächelns, welches Chateaubriand für das eines Engels hielt. Alles, was diesen Vorzügen das glänzendste Licht verleihen konnte, war ihr gegeben; ein Geschmack der Toilette, der in den guten Kreisen eifrig nachgeahmt wurde; eine Grazie des Benehmens, welche sich zugleich mit feinem Takt nach den Regeln der Etikette formte, wenn diese durch den Rang einer Person nöthig war, und eine Freundlichkeit des Empfanges, die keine Laune verändern, keine Stunde wechseln konnte.

Als ich acht Monate früher unter dem algierischen Zelt, welches in der Mitte ihres reizenden Gartens stand und in dem sie während des Sommers arbeitete und die Besuche empfing, mich von der wohlwollenden Frau verabschiedete, um nach Schleswig-Holstein zu reisen, machte sie mir arge Vorwürfe, die Sicherheit einer angenehmen Stellung mit dem Ungefähr eines etwas abenteuerlichen Dranges vertauschen zu wollen.

„O ja, Madame,“ entgegnete ich, „in Frankreich glaubt man gar nicht, daß es in Deutschland

auch Vaterlandsliebe gebe, und besonders setzt man dergleichen Gesinnungen nicht bei den Personen voraus, welche Frankreich zu bleibendem Aufenthalte erwählt haben."

„Ah, ah! Sie haben nicht ganz Unrecht," erwiederte sie; „aber die Schuld liegt bei den Deutschen selber, mon pauvre garçon; sie begeistern sich stets, wenn es zu spät ist."

„Das mag Erbfehler sein; aber meinen Sie denn, Madame, daß es schon zu spät sei, sich für die deutsche Sache der Schleswig-Holsteiner zu begeistern?"

„Vielleicht."

„Wieso vielleicht?"

„Mir scheint, als wenn sich diese Affaire nicht des Opfers verlohne, welches Sie bringen wollen. Der Krieg wird zu Ende sein, noch ehe Sie dort ankommen, und, das vermuthe ich wenigstens, er wird Sie sehr abkühlen."

„Gleichwohl, ich werde hinreisen; mir scheint es ganz, als schlage dort hoch oben im Norden bei den alten Friesen das neue Deutschland wieder Wurzel."

„In diesem Fall wird sich schon jemand finden, der sie ausreißt."

„O wie denken Sie von der Zukunft Deutschlands!"

„O quelle tête carrée que vous êtes!" entgegnete sie kopfschüttelnd.

Als eine ‚tête carrée' nahm ich damals Abschied von Frau von Girardin, und als ich jetzt wieder der Rue Chaillot zuschritt, um mich der graziösen Frau vorzustellen, machte ich allerhand Glossen über die eingetroffene Wahrheit Dessen, was sie damals vorausgesehen hatte. Auch schien sie den Abschied nicht vergessen zu haben und empfing mich mit dem Gesicht eines Menschen, der die Bestätigung seiner Prophezeihung erwartet hat.

„Eh, monsieur," rief sie bedeutsam aus, nachdem sie mich mit freundlichem Wohlwollen empfangen hatte, „votre Allemagne est donc bien morte?"

„Du tout, madame," entgegnete ich ernst.

„Quoi, vous niez cela et vous en revenez?"

„Oui j'en reviens; mais l' Allemagne est décédée bien regulièrement."

„Elle est donc morte, comme je vous disais."

„Non, madame, elle est *mourue.*"

Die beiden Empfangsalons im Parterre der Villa, welche von außen fast einem griechischen Tempel ähnelte, waren noch in demselben Zustande, wie vor acht Monaten. Die Möbel boten nichts von Eleganz und Reichthum, den man sonst in den feinen Salons anzutreffen pflegt; die Ta-

peten waren dagegen eleganter und von besserem Geschmack als die früheren. Lächelnd zeigte Frau von Girardin darauf hin.

„Sie wissen, daß ich in meinem Hause nicht recht zu Hause bin; aber mein Mann hat jüngst in guter Laune neue Tapeten gekauft."

Der spekulative Girardin hatte nämlich dieses Haus mehrere Jahre früher um ungemein billigen Preis gekauft, und lauerte nur auf die Gelegenheit, es mit Gewinn wieder zu verkaufen. Infolge dessen zeigte er sich sehr geizig, irgendetwas an seine Wohnung zu wenden. Als Besitzer eines der größten Journale und mit Einfluß bei einigen hochgestellten Personen, konnte Girardin sehr gut dergleichen Spekulationen zu seinen Gunsten dirigiren. Er fing dann an, in seinem Journal die Nothwendigkeit eines neuen Straßenbaues in der Gegend auszuposaunen, in welcher sich sein Haus befand; sein Einfluß brachte es dahin, daß die Regierung vielleicht in der Nähe eine Straße oder eine Anstalt errichtete, so daß der Grund und Boden einer früher öden Gegend bald erhöhten Werth bekam und der schlaue Industrielle alsdann sein Eigenthum mit drei- und vierfachem Vortheil verkaufen konnte. Die Villa der Rue Chaillot war auf solche Weise seit einigen Jahren bereits im Preise gestiegen.

In den kleinen Salons der Frau von Girardin versammelte sich noch immer die alte Gesellschaft; fast niemals fand man sie leer, sondern sowohl die Aristokratie des Faubourg St. Germain, als auch die Literatur und Kunst hatten ihre steten Stellvertreter hierselbst. Victor Hugo und Lamartine gehörten zu den treuesten Besuchern der Salons von Delphine Gay; ebenso Méry, Téophile Gautier, der Baron Rothschild, Balzac und Charles Hugo, der Sohn des berühmten Dichters, der besonders von der ‚zehnten Muse‘ geliebt war und durch seine Liebenswürdigkeit, seine tiefen Kenntnisse und seine Urtheile über Shakspeare eine der interessantesten Personen jenes Kreises bildete.

Um eilf Uhr verabschiedete man sich gewöhnlich; denn die graziöse Wirthin pflegte gemeinhin noch ein bis zwei Stunden nachher zu arbeiten; oft aber blieben einige Gäste, besonders wenn es fremde waren, lange nach Mitternacht zusammen und vermochten alsdann sich nur ungern zu trennen von dem geistreichen Geplauder, bei dem man mit Frau von Girardin die ganze Nacht hätte zubringen können. Es ist selbstverständlich, daß diesem Zirkel auch der Reiz anderer geistreichen Frauen nicht mangelte.

Frau von Girardin, welche gar nicht oder doch nur sehr selten ihren Salon verließ, sammelte

aus dem Geplauder, welches stets die Abende bei ihr zu einem seltenen Genuß machte, den Stoff zu der pikanten und berühmten Revue, welche sie als ‚Vicomte Charles de Launay‘ in dem Journal ihres Gemals veröffentlichte. Ihre Lettres parisiennes gehören zur geistreichsten Lektüre, welche damals irgendwie die Feuilletons aufweisen konnten und geben einen annähernden Begriff von jenen liebenswürdigen Causerieen, die in ihren Salons gehalten wurden. Diese Feuilletonartikel, welche sie im Jahre 1836 begann und gegen Ende des Jahres 1848 abbrach, bilden außerdem ein sehr werthvolles Archiv zur Kenntnißnahme der Zeit Louis Philippe's und erschienen gesammelt unter dem Titel: le Vicomte de Launay.

Die literarischen Debüts der Frau von Girardin fielen in jene Epoche, wo die Poesie Frankreichs nach einem dumpfen Schlafe wieder erwachte und in herrlichen Liedern zu singen schien, was sie im Schlummer geträumt. Mit dem goldenen Saitenspiel der Muse Lamartine's und Viktor Hugo's verbanden sich damals die zarten Lyraklänge ihrer Mutter, einer Desbordes-Valmore und Elisa Mercoeur; Delphine's Poesien erschollen dazwischen und die Gesänge von ‚Madeleine‘ schmückten sie mit dem zarten Lorbeer einer Dichterin. Die Dichtungen, welche nun folgten, besonders nach ihrer

Rückkehr aus Italien, — von denen Napoline, Ourika, L'hymne à Ste. Geneviève, La Druidesse und Le rêve d'une jeune fille die bemerkenswerthesten sind, — so wie die Grazie, welche alle bewunderten, die ihr nahten, erhoben sie mit poetischer Galanterie zur ‚Muse Frankreichs', wie man in Deutschland die geistvolle Rahel Varnhagen als Mutter des jungen Deutschlands gefeiert hatte. Und niemand bestritt ihr diesen schönen Namen; denn in der That glichen die naiven Gefühle und die reizende Lieblichkeit ihrer Verse ihrem innersten Wesen und dem Eindrucke, den sie selbst auf jedermann machte.

Aber auch der Geist und der Spott ihrer Mutter war ihr gegeben; in einem Gedicht z. B. tanzt ihr Humor nicht ohne Kühnheit über den Bürgerkönig Louis Philippe fort:

„Un monarque absolu, je comprends qu'on l'ensense,
Au moins ce qu'on adore en lui c'est sa puissance.
Il peut nous exiler selon son bon plaisir,
Repousser ou combler notre plus cher désir,
Nous dégrader ou bien nous admettre à sa table,
Nous faire pendre ou bien nous faire connétable.
Mais qu'on adore un roi Cons — ti — tu — ti — on — nel!
Mais pour un tiers de trône un amour éternel!
D'amour aimer le roi, la pairie et la chambre,
Quatre cents députés convoqués en novembre
Pour regner, et vouer un amour de roman
À ce trio royal qui fait cent lois par an…"

Die reizenden Erzählungen, welche außerdem von ihr erschienen und wo sie mit der Anmuth des Geistes mehr, denn durch die höchst einfache Phantasie unterhält, erwarben ihr weithin reiche Freundeskreise; denn Novellen wie ‚Marguerite' und ‚der Marquis de Pontanges' mit dem darin sprudelnden Witz und ruhenden Gefühl, werden stets Zierden der Literatur bleiben; la canne de Mr. Balzac, il ne faut pas jouer avec la douleur, le lorgnon u. a. gehören zu den feinsten Porträts, die eine weibliche Feder jemals von dem Gefühl des Frauenherzens und dem eleganten Leben gemacht hat. Herr von Girardin wollte freilich nach seiner Heirat der Gemahlin die Feder aus der Hand nehmen, und hat es nie gern gehabt, wenn man sie in der Literatur feierte; aber selbst diesem Schlaukopf ist trotz mancher bitteren Chikanen das Unmögliche nicht gelungen; denn nichts ist unwahrscheinlicher, als daß ein Dichter, mag er die Verse auch noch so oft verschworen haben, aufhört zu dichten — und nun gar erst eine geistreiche Frau!

Die Poesie sucht sich in Frankreich mehr denn anderswo der Bühne zu vermählen, um schlagendere Erfolge zu erstreben. Der Frau von Girardin konnte ein solcher Ehrgeiz weder fremd bleiben, noch durfte er bei ihr überraschen. Indessen waren die ersten Prüfungen auf dieser Laufbahn, zu deren Zielerrei-

chung mehr Glück als Verstand gehört, sehr hart in ihrer Art und bittere Dornen, welche einen muthloseren Geist kaum noch zu ferneren Anstrengungen ermuthigt haben würden. Der Götze Ruhm begehrt gerade hinter den Lampen und hinter den Kulissen ein Glück, an welches gewöhnliche Menschen, die schon bei hellem Tage genug Ohrfeigen des Unglücks erhalten, nur in einer Art von Delirium zu glauben im Stande sind.

Delphine von Girardin's erstes Stück war ‚die Schule der Journalisten'.

Zum Schrecken des journalistischen Gemals, welcher die Poeterei seiner Ehehälfte überhaupt nur sehr ungern, und eine über die Persönlichkeiten seines Standes nun gar mit bitterem Verdruße sah, wurde das Stück einstimmig im Jahre 1837 vom Theater Français zur Aufführung angenommen. Der Redakteur der ‚Presse' war untröstlich darüber; er glaubte seine Ehre als Deputirter verletzt, seine Geheimnisse des Journalismus, dem er alles verdankte, verrathen, und da er überdieß schon manche starke Versuche gemacht, der Tochter Sophie Gay's das literarische Handwerk zu verleiden, so ist sehr wohl anzunehmen, daß er die neue poetische Laune seiner Gattin von vornherein durch ein Mißgeschick zu unterdrücken beabsichtigt habe. Genug, die Zensur der Regierung untersagte das Stück. Glück-

licherweise sind einige Trümmer davon für die deutsche Bühne gerettet worden; denn Gustav Freytag hat mit Hilfe derselben, sowie mit einigen Brocken des scribe'schen Stückes la camaraderie sein Lustspiel ‚die Journalisten' gemacht.

Ein noch bittereres Loos erlebte die Tragödie ‚Judith' im Jahre 1843. Trotzdem die Hauptrolle von der Rachel gespielt wurde, die sehr intim mit der Dichterin befreundet war, gefiel das Stück nicht. Der mittelmäßige Erfolg der 1847 aufgeführten ‚Cleopatra' überzeugte Frau von Girardin endlich ganz, daß ihr graziöses Talent den tragischen Kothurn nicht zu tragen vermöge und aller Geist und alle sanfte Poesie, die sie besaß, Schiffbruch an der Gewalt des Heroischen nehmen.

Weiser wie andere Dramatiker verließ die ‚zehnte Muse' das sophokletische Feld und flüchtete mit ihrem Talent in die heimischen Sphären des feinen Geistes zurück. Das kleine, aber reizende Proverbe: c'est la faute du mari entschädigte mit seinem glänzenden Erfolg für alles Mißgeschick der früheren dramatischen Arbeiten und noch mehr das Stück ‚Lady Tartuffe', mit welchem sie einen bleibenden Ehrenplatz auf der Bühne errang. In dem folgenden ‚Freude macht Furcht' liegt eine unendliche Poesie verschleiert, und Paris konnte sich lange nicht sattsehen an diesem liebenswürdigen Stücke; noch

mehr Glück aber machte der ‚Hut des Uhrmachers‘, der, durch seinen prickelnden Witz und sprudelnden Humor, mehr denn hundert Vorstellungen erlebte.

Frau von Girardin war überdieß keineswegs so unbekannt mit deutscher Literatur, wie es gemeinhin die französischen Schriftsteller sind. Vermochte sie auch nur mangelhaft die Sprache selbst zu handhaben, so las sie doch deutsche Bücher mit ziemlicher Leichtigkeit und pflegte manche Stellen darin, die sie nicht ganz verstanden, mit Bleistift anzustreichen, um bei Gelegenheit von mir nähere Aufklärung zu begehren. Der gute Lafontaine war ein Liebling von ihr und ebenso Heinrich Heine, dessen Loreley-Lied und ‚Wallfahrt nach Kevlaar‘ von ihr vor allen anderen den Vorzug erhielten; auch hatte sie durch die Lektüre von St. Roche, den ich ihr gegeben hatte, so viele Zuneigung zu den Romanen der Paalzow bekommen, daß ich ihr auch die anderen besorgen mußte.

Als sie mir einst eine Sammlung der besten deutschen Dichtungen zurückgab, die mit besonderer Sorgfalt nach den verschiedenen Dichterschulen eingetheilt war, sagte sie:

„Dieß Buch hat mich belehrt, daß die französische Poesie wie eine Palme dasteht, von derem einzigen Stamm sich eine prächtige Blätterkrone entfaltet; die deutsche dagegen einem Kirchenschiffe

gleicht, welches viele Säulen und Pfeiler tragen, in dem es Altäre, Kapellen und Nischen gibt, und in dessen weitem Raum die Menge andächtig, aber vor verschiedenen Kreuzen, betet."

Wie schon gesagt, war auch Victor Hugo Besucher dieses geistreichsten aller pariser Salons. Seit der Krönung der ‚Muse Frankreich's', die mit dem Journal „la muse française" im Anfange der zwanziger Jahre stattfand, war er einer ihrer treusten Paladine geblieben. Der Dichter von ‚Notre Dame' macht, noch ehe man seinen Namen kennt, durch sein tiefes Auge, seine schöne Stirn und gütigen Züge, einen herzgewinnenden Eindruck; in seinem Benehmen liegt etwas weibliche Koketterie, aber auch eine Herzlichkeit, die weit über die kordialen Formen der französischen Politesse und Höflichkeit hinausgeht. Dabei fesselt ein sanfter, fast träumerischer Schmerz, der den Blick leicht umflort; die Spiegel der Seele vergönnen reichlich die Geheimnisse eines Dichterherzens abzulauschen, zu deren Verständniß nichts fehlt, als der magische Zauber derjenigen Worte, die Victor Hugo zu Gebote stehen.

Der liebenswürdigste und beneidenswerthe Familienvater, ist seine Pietät für die so tragisch gestorbene Tochter und ihren Gatten Vaquerie rührend. Noch in der ersten Zeit ihrer glücklichen

Ehe, wo die Dornen der Rosenkette noch niemanden verwundet hatten, befanden sich beide am Ufer der Seine, zu Villequier, zwischen Havre und Rouen. Man machte eine Wasserpartie auf dem Fluße, als plötzlich der Kahn umschlug und die Tochter des Dichterfürsten in die Wellen geschleudert wurde. Mit einem jähen Schrei stürzte sich der junge Gatte nach; er ergriff die Besinnungslose und versuchte sie über den Fluten emporzuhalten. Doch die Unglückliche riß sich im Todeskampfe immer wieder von den Armen des Retters los; ihrer Phantasie schien in den letzten Flügen nur noch der Gedanke an den Tod zu Gebote zu stehen, von dessen eisernen Armen sie sich allein umklammert wähnte. Dreimal riß der Gatte sein Weib aus dem verderbenbringenden Element, und ebenso oft entwand sich seinen Händen die theure Last, die endlich bleich und todt auf den Grund der Seine sank.

Als Vaquerie die Geliebte rettungslos verloren sah, da warf er einen letzten, langen Abschiedsblick auf die blühenden Ufer und stürzte sich dann dem ertrunkenen Weibe nach.

Eng aneinander gepreßt, in einer letzten Umarmung, fand man beide ans Ufer geschwemmt; aber kein Priester der Kirche wollte sich nun finden, um den edlen Selbstmörder in geweihter Erde zu bestatten!

Am Grabhügel beider aber weinte der Dichter von ‚Notre Dame' alle Jahre am Todestage. Als man ihn dann ins Exil geschleudert, da vergoß er die Thränen am Ufer des Meeres, welches ihn von Frankreich und den theuren Gräbern schied, und sandte mit den Wellen seinen stummen Klagegruß hinüber:

„Tu sais, n'est — ce pas? que ce n'est pas ma faute,
Si depuis ces quatre ans, pauvre coeur sans flambeau,
Je ne suis pas allé prier sur ton tombeau!"

Ebenso treu ist Delphine von Girardin der andere Dichterfürst Alphonse de Lamartine geblieben. Sein Antlitz, im Jahre 1848 noch überwiegend von edler Sanftmuth, trug jetzt die Furchen mancher Sorge, welche ihm die kurze Herrschaft über Frankreich auferlegt hatte. Der geborne Edelmann und diplomatische Kavalier verläugnete sich keinen Augenblick bei ihm, und sein kleiner, ohne besonderen Prunk dekorirter Salon versammelte noch stets die vornehmsten Träger der Diplomatie, welche sich dort mit denen der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft, des Heeres, der Kirche und mit Fremden von Auszeichnung Rendezvous zu geben pflegten. Geliebt von der Damenwelt, mangelte diesem Zirkel auch nicht der Glanz der Frauen, die bald dem plaudernden Dichter lauschten, bald in der Gesellschaft von Madame de Lamartine waren, die, eine liebenswürdige Engländerin, die Honneurs mit al-

lem Takt einer Dame von feinstem Tone machte. Noch vor Mitternacht pflegte Lamartine sich zurückzuziehen, um schon früh am Morgen die gewohnte Arbeit zu beginnen und, auf dem Schooße schreibend, hin und wieder nur mit seinen geliebten Windspielen zu kosen.

Durch die Beziehung mit jenem Kreise lernte ich auch Granier, aus Cassagnac in der Gascogne, kennen; aber ich vermochte nie eine unerklärliche Abneigung gegen diesen charlatanischen Federhelden zu unterdrücken, der, wenn auch mit Geist begabt, so unwürdigen Schacher mit den Mannesgesinnungen getrieben hatte. Granier de Cassagnac, wie er sich zu nennen beliebt, einer der routinirtesten Journalisten und mit denselben Industriegedanken beseelt wie Girardin, war damals schon alles gewesen, was ein Mensch in politischer Hinsicht nur in einem so reich an Parteien seienden Lande wie Frankreich werden kann; er war Royalist und Republikaner, Legitimist, Fusionist, Orleanist, Doktrinär und Kommunist gewesen, und gleichwohl hatte seine, der jedesmal herrschenden Ansicht dienende, Feder ihm nicht zu dem Glück verholfen, welches er so sehnsüchtig erstrebte. Das Schicksal sparte ihn zu einem bonapartistischen Federmenschen auf; nicht allein um eine Wiederholung von einer seiner früheren Gesinnung zu vermeiden, sondern auch um sich dank-

bar für das reiche Gehalt zu zeigen, welches ihm die Regierung zahlte, wurde denn Granier de Cassagnac ein eifriger Bonapartist. —

Scheidend von dem Salon der zehnten Muse, bietet sich mir ein guter Uebergang zu dem eminentesten Frauentalent der Jetztzeit dar. In dem Geplauder, welches Frau von Girardin einzig in ihrer Art zu beleben verstand, kam wohl auch eine Kritik der hervorragenden Geister vor, und es konnte nicht fehlen, daß die Muse Frankreichs auch George Sand besprach. Das Merkwürdige ihrer Ansicht über diese bedeutende Frau bestand darin, daß sie dieselbe weniger für eine Dichterin der bloßen Phantasie, als, wenn ich so sagen darf, der Autopsie hielt. Sie gefiel sich darin, anzunehmen, daß George Sand bei der Schöpfung ihrer Gestalten stets nur den Gedanken von einer ihr nahestehenden Person verkörpert habe, und erblickte in dem Kataloge ihrer Werke die ganze Geschichte ihrer Affektionen; so hatte sie in dem Werke Sand's ‚die sieben Saiten der Lyra' z. B. die Person von Franz Liszt herauskritisirt, und ebenso in der Gestalt des Herrn von Ramière, einem der Helden des Romanes ‚Indiana', einen eleganten aber undankbaren Geliebten der berühmten Dichterin wiedererkannt.

Durch die Dichtungen George Sand's und die mannichfachen Mittheilungen über ihr früheres

Leben, hatte ich, mit Hilfe der Einbildungskraft, die so gern große Gegenstände nach ihrem Gefallen auszuschmücken liebt, mir eine eigenthümliche Vorstellung von der Verfasserin so vieler Romane mit ehefeindlicher Tendenz gemacht. Ich hielt sie für einen Typus des Exzentrischen, für einen Blaustrumpf, der alle Weiblichkeit hasse und, trotz der vielfachen Intimitäten mit geistreichen Männern, wie Jules Sandeau, Alfred de Musset, Lamennais und anderen, stets eine gewisse Bitterkeit gegen sie an den Tag lege. Ihre Memoiren existirten damals noch nicht und neben vielen Irrthümern über die Vergangenheit und die Erfahrungen ihres Lebens, hatten sie tausenderlei Gerüchte mit einem ebenso mystischen als dichten Dunstkreis umhüllt. Ich vermuthete in ihr eine Amazone, die in ihrem ganzen Wesen nichts von Weiblichkeit verrathen werde, ein überspanntes Geschöpf mit der sonderlichsten Attitude und dem Habitus einer Emanzipirten: genug, es konnte keine eigenthümlichere Vorstellung von der Chatelaine zu Nohant geben, als ich sie besaß.

Aber wie zerbrach dieß von der Phantasie geformte bizarre Gebild beim Anblick des Originals! Ich fand in der Schloßfrau von Nohant, ihrem Gute, eine so einfache und natürliche Frau, daß ich mich viel eher einer guten bürgerlichen Hausfrau Deutschlands, denn der berühmten Dichterin Frank-

reichs gegenüber zu finden glaubte. Ihre ganze Umgebung war voller Einfachheit und kein Möbel verrieth mit seinem guten Geschmack eine Spur von der geahnten Exzentrizität, die oft so überwältigend aus ihren Romanen herausblitzt. Madame George Sand nähte im Gegentheil sehr emsig an einem Kostüm für ihr kleines Haustheater im Schlosse Nohant, auf dem sie, wie man sagt, in Gemeinschaft mit den Bauern des Dorfes, ihre Stücke aufzuführen pflegt. Ueberdieß gab es mannichfache Gelegenheit, eine tüchtige Hausfrau mit aller nur denkbaren Prosa in ihr zu erkennen, und keine Spur verrieth in ihrem ganzen, durch und durch mütterlichen Hausfrauwesen eine gefeierte Berühmtheit, noch eine Dichterin, noch gar ein bizarres Frauenoriginal.

Ebenso stand die Vorstellung von ihrer persönlichen Erscheinung vollständig im Widerspruch mit dem Original; es war nichts phantastisches, nichts literarisches an ihr; im Gegentheil machte ihre Physiognomie einen so simplen Eindruck, daß die gesammte frühere Erwartung davor ins größte Erstaunen gerieth. Fast könnte man sagen, George Sand sehe zu nüchtern für eine geistreiche Schriftstellerin aus; eine liebevolle Gutmüthigkeit, wie sie bei Bürgerfrauen gefunden wird, lagert auf allen Zügen; das ganze Gesicht, mit einer hohen Stirn, einer ziemlich starken Nase und in länglicher Form, sieht so sanft,

bescheiden und einfach verständig auf den Besucher, daß man sich gewissermaßen erst vergewissern muß, in der That im Schlosse Nohant bei der George Sand zu sein.

Bald aber fühlt man sich durch das graziöse Benehmen und die weiche Stimme der Dichterin behaglich in ihrem Salon; auch wird man bald gewahr, wenn erst die Unterhaltung begonnen, daß man einen durchdringenden Geist und ein reiches Gemüth vor sich hat. Die kleine, wohlbeleibte, in Schwarz gekleidete Frau, mit einfach gescheiteltem Haar, wirft dann so belebte Blicke auf den Besuch, daß man das immer reger werdende Spiel ihres Geistes förmlich beobachten kann. Man sieht die Lichter in ihrem Kopfe anstecken und nur, wenn ihr lieblich lächelnder Mund schweigt, blickt ihr großes Auge sanft, etwas melancholisch und echt weiblich herab, um alles Vertrauen und alle Innigkeit zu ihr aufzumuntern.

So zertrümmerte das Original von George Sand die zahlreichen Porträts, welche von ihr entworfen waren. Als ich die Chatelaine von Nohant verließ, sann ich darüber nach, wie doch die menschliche Einbildungskraft uns gerade die boshaftesten Streiche spielt und wie zur tieferen Erkenntniß eines Schriftstellers auch dessen persönliches Kennenlernen für nothwendig befunden werden müßte. —

Nachdem ich ein bedeutenderes Provinzialjournal von stark ausgeprägten antibonapartistischen Tendenzen, die jetzt immer mehr gegen die sichtbare Agitation des Präsidenten der Republik auftraten, übernommen hatte, reiste ich zur eben eröffneten londoner Weltausstellung, um über dieselbe die nothwendigen Feuilletonartikel zu schreiben.

Die Ueberfahrt von Havre nach Southampton war stürmisch und ich hatte alle Qualen der Seekrankheit zu erleiden, obgleich ich doch durch manche Seereise mit dem treulosen Elemente schon vertraut zu sein glaubte. Meine Odyssee wäre weiter nicht bemerkenswerth, wenn nicht die englische Prüderie mir hierbei zum erstenmale einen schlechten Streich gespielt haben würde.

Der Sturm hatte mich auf dem Verdeck überrascht. Die niedlichen Mißes, welche bisher einen prachtvollen Sonnenuntergang an einem drohenden Horizont von jenen grünen Farben bewundert hatten, welche Delacroix seinen Gemälden zu unterbreiten liebt, hatten längst ihren Platz verlassen. Die Wellen bespühlten das Deck und ich mußte daran denken, mich vor dem unaufhörlichen Wogenspritzen zu flüchten. Das Schwanken des Schiffes gab mir Unterricht in den seltsamsten Entrechats, die jemals zur Zeit der Française oder Gavotte gemacht sein konnten; nur mit Schwierigkeiten vermochte ich das

Geländer der Kajüte zu erreichen und dann gerade in dem Moment, wo eine boshafte Welle mich gänzlich mit dem Salzwasser begoß. In der Kajüte angekommen, stolperte ich über einen Fuß der Koje zu.

Unter anderen Umständen würde ich mich vielleicht des Geschlechts jenes Fußes versichert haben; aber bei dem durchnäßten Zustande, in dem ich mich befand, fühlte mein Herz keinerlei Lust zu Unternehmungen. Ich trachtete in irgendeinem Kojenwinkel mich so klein als möglich zu machen, um keinerlei Anlaß zu Brummereien zu geben; aber das Schwanken des Schiffes warf mich neckend umher und zwar mit einer etwas unanständigen Bosheit gegen eine Koje, in welcher, lang ausgestreckt, ein menschlicher Körper lag.

Sogleich ließ sich eine schneidende, weibliche Stimme also englisch vernehmen:

„Oh, Sir! keine Berührungen!"

Es war dunkel und infolge dessen konnte zum Glück niemand mein Erröthen bemerken. Ich vertheidigte die Reinheit meiner Gesinnungen; aber ich hatte gut das Schwanken des Schiffes zur Entschuldigung anzurufen, die schmachvollen Worte kehrten stets wieder mit erstaunlicher Hartnäckigkeit von den Lippen der Engländerin.

Diese Beständigkeit der Vorwürfe würde mir eine schreckenvolle Versuchung bereitet haben, die-

selben auch zu verdienen, wenn mein Zustand mir nicht selbst Mitleid eingeflößt haben würde. Müde, stets dieselben Entschuldigungen von denselben Vorwürfen beantwortet zu sehen, schwieg ich still. Doch sehnte ich mich nicht wenig danach, diese Dame kennen zu lernen. Mit Tagesanbruch erhob ich mich, um meine Unbekannte zu mustern. Sie schlief noch sehr gesund. Die Stunden verflossen; man frühstückte, man dinirte — die Engländerin ließ sich nicht sehen.

Mein brennender Wunsch sollte erst im Hafen von Southampton erfüllt werden.

Die schamhafte Fremde war entsetzlich und stand in jener unseligen Periode, wo ein galanter Mann sagt, daß die Frauen kein Alter mehr haben.

Ihre Schamhaftigkeit, die ich reizend gefunden hatte, erschien mir jetzt als unverzeihliche Bosheit, und ich fand es sehr natürlich von ihr, daß sie sich so sorgsam verschleiert hatte. Indessen mußte sie mich wohl noch nicht genug gestraft glauben, denn als sie bei mir vorbeiging, murmelte sie:

„Very curious man! very extravagant man!"

Das hatte ich also doch verdient! —

Die Beschreibung des Industrie-Palastes und der Ausstellung selber hat schon eine so bedeutende Bibliothek gefüllt, daß es schwierig wäre, noch eine Seite derselben beizufügen. Erdrückt von dem ma-

gischen Eindruck, den beim ersten Eintritt in den Glaspalast des Hydepark die aufgestapelten Schätze der Industrie aller Länder ausübten, bedurfte es vieler Besuche, um in diesem ungeheuren Raum und inmitten dieser wogenden Völkerwanderung erst eine ruhige Anschauung zu gewinnen. Der lange, in der Mitte von einer Querallee durchschnittene Saal bot ein Schauspiel dar, in dem Farben, Düfte, Töne und buntes Menschengewühl zauberhaft zusammenwirkten, und wo, wenn man diese tausende von Produkten des Fleißes betrachtete, und die Fremden aus allen Ländern wogend unter den Bannern des Friedens und der einzelnen Nationen betrachtete, man unwillkürlich einen großen und unvergeßlichen Moment seines Lebens feiern mußte.

9.

Die Dezemberrevolution.

Der Präsident und die legislative Versammlung. — Die Verschwörung. — Die Soiree im Elysee. — Der Staatsstreich. — Der dritte Dezember. — Die Proklamationen. — Die Ateliers. — Die Boulevards. — Der Kampf am vierten Dezember. — Louis Napoleon. — Die Verhaftungen. — Die Deportationen.

Die Zerwürfnisse zwischen der legislativen Versammlung und dem Präsidenten der Republik nahmen gegen Ende des November von 1851 einen drohenden Charakter an. Jedermann ahnte, daß ein vollständiger Bruch nicht mehr fern sein könne und daß, noch vor dem im Mai 1852 stattfindenden Ablauf der Präsidentschaftsperiode Louis Napoleon's das Geschick Frankreichs auf irgendeine Weise sich verändern werde.

Die offene Feindschaft zwischen dem gewählten Staatsoberhaupt und der ihm zur Seite stehenden legislativen Versammlung wurde auch keinesweges von einer oder der andern Partei verborgen gehalten; im Gegentheil rüsteten sich beide. Während

jedoch Louis Napoleon sich stumm die Kränkungen und Angriffe der Versammlung gefallen ließ und sich damit als ein duldendes Opfer in den Augen der großen Menge hinstellte, nahm er mit festem Blick und mit lautloser Entschlossenheit sein vorgestecktes Ziel ins Auge. Er umgab sich mit Anhängern seiner Person, wählte die Minister unter ihnen und entfernte die nicht für ihn enthusiasmirten Truppenregimenter aus Paris. Die Generäle der allmälig um Paris zusammengezogenen Armee waren theils Bonapartisten, theils leicht geneigt, feindlich gegen die legislative Versammlung aufzutreten. Selbst der General Changarnier, der Kommandant der pariser Truppen, war einer Betheiligung an einem Umsturz der Dinge nicht abhold, aber Louis Napoleon wußte auch, daß dieser Republikaner einer Veränderung im Staatswesen nach seiner Idee niemals beistimmen würde.

Während der Präsident, dem man allgemein jede Energie und Umsicht absprach und dem es gelungen war, sich in den Augen der Meisten für ungefährlich hinzustellen, mit dem Grafen Morny, Fiolin de Persigny, dem Polizeipräfekten Maupas und dem Journalisten-Don-Quixote Dr. Véron, Redakteur des „Constitutionnel", den kühnen Feldzugsplan entwarf, um die Kaiserkrone zu erobern, war in einem Theile der legislativen Versammlung

ebenfalls ein Staatsstreich verabredet, dessen Opfer Louis Napoleon werden sollte.

Die Generäle Cavaignac, Lamoricière und Changarnier, Leflô, der Obrist Charras und der kleine Thiers waren zu Ende des November mit einem geheimen, aus Mitgliedern des Berges gebildeten, Klub in Verbindung getreten, um ihren Plan in Ausführung zu bringen.

Diese selbst später noch in kleineren Details unbekannt gebliebene Verschwörung richtete sich ausschließlich auf die Person des Präsidenten, welcher man sich vergewissern wollte und die man, sei es mit List oder mit Gewalt, vorläufig in Vincennes festzusetzen beabsichtigte. Man setzte die Stunde zur Ausführung dieses Planes anfangs auf einen Tag gegen Ende des Novembermonats; indessen machten einige Fehlschläge es nothwendig, den zweiten Dezember dafür auszuwählen. An diesem Tage, wo Empfang im Palais Elysee war und Cavaignac sowohl wie Changarnier der Soiree des Präsidenten beiwohnen wollten, war vonseiten des Kommandanten der pariser Truppen ein Bataillon mit republikanischer Gesinnung und anhänglich an die Person Changarnier's, zum Wachtdienst um das Elysee befohlen worden. Mitten in dieser Soiree, der ein großer Theil in den Plan eingeweihter Deputirten beiwohnen sollte, beabsichtigte man plötz-

lich den Präsidenten und seine Anhänger gefangenzunehmen und im Falle des Widerstands, das wachthabende Bataillon mit Gewalt einschreiten zu lassen.

Die Verschwornen glaubten nicht, daß Louis Napoleon nur im geringsten von dieser drohenden Gefahr unterrichtet sein könne, und versammelten sich, ohne irgendwelchen Zweifel an den Erfolg ihres Vorhabens, am Abende des zweiten Dezember in den Sälen des Palais Elysee.

Der bedrohte Präsident hatte indessen von dieser Verschwörung die ausgebreitetste Kenntniß. Man sagt, daß ein eingeweihter Offizier Louis Napoleon alles verrathen habe. Mit seltener Entschlossenheit ließ er seine Feinde in unbeschränkter Sicherheit und nahm kein Bedenken, die angesetzte Soiree am zweiten Dezember stattfinden zu lassen.

Aber während Louis Napoleon sich auf das liebenswürdigste mit den Verschworenen in den Sälen des Palais Elysee unterhielt und mehr denn je gegen sie sich zuvorkommend erwies, arbeitete er mit Hilfe Morny's zugleich an der Gegenmine. Ohne daß Changarnier eine Ahnung hatte, wurde das vor dem Elysee aufgestellte Bataillon von den, dem Präsidenten ergebenen, Truppen des Generals St. Arnaud abgelöst; andere Regimenter wurden an allen Hauptpunkten von Paris postirt und eine Ver-

sammlung, das Ereigniß abwartender Deputirter in der Nacht von der Polizei gefangengenommen.

Als Louis Napoleon gegen Mitternacht die meisten der nichtverschworenen Personen aus seiner Soiree entließ und nun jeden Augenblick erwarten mußte, daß die noch Zurückgebliebenen ihn aufs höflichste der Gewalt berauben würden, glaubte er den Moment erreicht zu haben, dieser Höflichkeit zuvorzukommen. In demselben Augenblick, als er den Hauptsalon verließ, forderten die Offiziere den Generalen Cavaignac, Lamoricière und Changarnier die Degen ab.

Bestürzt warfen sie einen Blick durch die Fenster auf den Hof.

„Man hat uns verrathen!" rief Cavaignac erbleichend und überreichte stumm seinen Degen; „diese Truppen da unten gehören uns nicht!"

Als man die Chefs der Verschwörung gefangen aus dem Elysee führte, versuchten sie, die Truppen umzustimmen und mit einer letzten Anstrengung die Sache noch zu ihren Gunsten zu lenken. Aber vergebens.

In demselben Augenblicke, wo Louis Napoleon den Polizeipräfekten Maupas von der Gefangennahme der Generäle durch den Telegraphen unterrichtete, führte man den General Leflô, den Obristen Charras, Thiers und viele Deputirte aus ihren

Wohnungen nach dem Gefängnisse ab. An Widerstand war nirgends zu denken und selbst Charras ergab sich nach einem kurzen Versuche.

Noch in derselben Nacht wurden die bereits fertiggehaltenen Proklamationen an die Mauern von Paris geheftet. —

Der Morgen des dritten Dezember war düster; ein bleigrauer Nebel lag auf der Stadt und die Luft war eisig und naßkalt. Ohne Ahnung, daß inzwischen ein Stück Weltgeschichte gespielt worden war, erwachte Paris.

Der Arbeiter, welcher sonst ruhig in seiner blauen Blouse nach dem Atelier schreitet; der Kommis, welcher noch seine Pfeife raucht, ehe er den Laden seines Prinzipals betritt; der Schreiber, der sonst frostig und scheu wie ein mageres Fiacrepferd über das Pflaster hüpft; ja, selbst die Marktweiber und Milchhändler standen dießmal neugierig vor den großen Plakaten still und lasen mit Staunen die Nachricht, so da kundgethan ward unter dem Titel:

‚République française.'

Im Grunde war es nichts wunderbares, daß die Pariser neugierig darauf waren, was der République française über Nacht wohl arrivirt sein könne. Das erste, was ihnen auffällig erschien, war die Auslassung der sonst üblichen Devise: ‚Li-

berté, Egalité, Fraternité.' Damit war es also offiziell aus. Noch mehr verlängerten sich ihre Gesichter jedoch, als sie benachrichtigt wurden, daß ihre legislative Versammlung, wie schon so manche andere, wegen Unanständigkeit des Benehmens aufgelöst sei und Truppen den alten Deputirtenpalast besetzt haben; ferner, daß ihnen Artigkeit und Ruhe sehr väterlich von der Polizei anempfohlen wurde, weil Paris, dieses tanzende und liebende Paris, grausam an die Leine des Belagerungszustandes geknüpft sei und vorläufig nach der Pfeife Louis Napoleon's tanzen solle, der sich durch Dekret zugleich zum Präsidenten der neuen Republik auf zehn Jahre empfahl.

Die Leute, welche dieß alles mit Verwunderung lasen, erkannten wahrscheinlich die Weisheit dieser Maßregeln; denn sie sprachen kein Wort, raisonnirten nicht, sahen sich scheu an und liefen dann so schnell von den Plakaten fort, als befürchteten sie ihre Sicherheit. Einzelne, die mehr wissen wollten, brummten leise in den Bart und sahen ihren Nachbar fragend an. Ihr Nachbar wollte ebenfalls, aber lauter brummen, als plötzlich ein dritter ihm in die Ohren raunte:

„Pst! Mouchard!“

Im Nu flogen alle, welche dieses Wort gehört hatten, auseinander.

In den Ateliers von Paris, dieser großen Universität der pariser Arbeiter, verbreiteten sich mit Blitzesschnelle die Nachrichten von den Ereignissen über Nacht. Aber man begnügte sich mit der Diskussion; man schaute auf die Straße hinaus, und da alles ruhig war, so dampften die Schlote der Fabriken wie sonst.

Gegen Abend bildeten sich auf den Boulevards zahlreiche Gruppen, die laut diskutirten und über die mit jeder Stunde neu auftauchenden Nachrichten und Gerüchte nach lebhafter pariser Art debattirten. Nur wenn die Ordonanzen vorbeigalloppirten, schrie man laut:

„Vive la République!“

Die Regierung arbeitete unterdessen energisch weiter. Die Truppen wurden konsignirt und in kaum glaublicher Stärke an allen Punkten von Paris vertheilt; die republikanischen Journale, wie Siècle, Presse und République wurden suspendirt, deßgleichen die in den Provinzen; in den Redaktionszimmern wurden Truppen postirt, die Pressen bewacht. Fortdauernde Verhaftungen in den Kreisen der Deputirten und anderer, dem Bonapartismus nicht holden, Personen bekundeten überdieß, daß Louis Napoleon sich entschlossen habe, va banque zu spielen.

Wogende Massen trieben am Abend des dritten Dezember auf den Boulevards St. Martin, St. De-

nis, Poissonière und Montmartre auf und ab; es waren kaum einzelne Blousen zu bemerken, dagegen rauschte die Seide eleganter Frauen, die am Arme ihrer Männer das seltene Schauspiel eines Revolutionsvorspiels genießen wollten. Diese dichten Menschenmassen, welche in Spannung auf der breiten Promenade spazieren schlichen, amüsirten sich mehr harmlos, denn gereizt, an dem Puppenspiel, welches die Gamins von Paris nach üblicher Sitte mit der exekutiven Gewalt aufführten. Man schrie, man pfiff, an einzelnen Punkten sang man selbst die Marseillaise, bis man von den mit ihren Degen einhauenden Stadtsergeanten wie ein Mückenschwarm auseinanderfloh, um sich an einer anderen Stelle wieder zu sammeln, und das Spiel von neuem zu beginnen.

Gegen Mitternacht waren die Boulevards so öde wie gewöhnlich. Jetzt streiften nur die starken Patrouillen darüber hin und fragten den Kies, ob er nicht revolutionäre Absichten vernommen habe.

Am anderen Tage hatte die ganze Atmosphäre etwas drückendes; man ahnte das Gewitter und die Gesichter der Menge waren ernster geworden. Die Ordonnanz-Offiziere, welche vorüberritten, berichteten ihrem Chef im Elysee, daß es keine Sympathie für ihn im Volke gebe und die Bevölkerung

nach der ersten Bestürzung über den Staatsstreich empört sei.

Louis Napoleon, der schon über die Ruhe von Paris ungeduldig war, fühlte sich wohler durch diese drohenden Nachrichten. Sein Sieg war ohne ein Faktum nur ein Provisorium.

Gegen Mittag brach die Volkswuth thätlich aus; man errichtete Barrikaden und die zum Kampfe längst bearbeiteten Truppen rückten aus ihren Kasernen. Um ein Uhr etwa grollte der erste Schuß vom Bastillenplatze durch Paris. Im Nu leerten sich die Boulevards und die Menschen flüchteten nach ihren Wohnungen. Alle Läden und Cafés wurden geschlossen; Barrikade auf Barrikade entstand; Omnibus und Fiacre wurden ausgeschirrt und über die Straßen geworfen; das Pflaster wurde aufgerissen und exaltirte Trupps liefen durch die Straßen und schrieen nach Waffen. Man konnte es vielen dieser Menschen ansehen, daß sie nur einer Ordre gehorchten, die von der Regierung selber gegeben war. Louis Napoleon wollte einen Kampf um jeden Preis, der Polizei-Präfekt suchte dem Willen seines Herrn nachzukommen und den Soldaten Gelegenheit zu geben, eine Emeute niederzuwerfen, die im Grunde ganz bedeutungslos war und welche mit aller Gewalt in so großes Licht gesetzt wurde, um das Verdienst der Gesell-

schaftsretterei mit einigem Recht und etwas Eclat beanspruchen zu können.

Mit einer gewissen Zuvorkommenheit ließ die Regierung denn auch den Bau der Barrikaden vor sich gehen. Raufbolde fanden sich genug, die darauf den Kampf unternahmen; aber nur an vereinzelten Punkten vermochte man den eigentlichen Arbeiter zu erblicken, der aus Ueberzeugung die Barrikade als die Schutzwehr gegen eine unrechtmäßige Diktatur vertheidigte. Auch waren die meisten der Barrikaden ohne Vertheidiger; sie konnten von den, in kolossaler Anzahl überall aufgestellten Truppen mit einigen Flintenschüssen leicht genommen werden, und die Anstrengung war nicht groß, den größten Theil von Paris zu erobern.

An denjenigen Stellen, wo sich ernster Widerstand geltendmachte, gelang es den Truppen erst nach furchtbaren Kämpfen und mit Anwendung äußerster Waffengewalt, die Barrikaden zu erstürmen. Das war hauptsächlich der Fall an der Ecke der Straße Rochechouart und am Winkel der Straße du Temple und Rambuteau. Erst gegen Morgen wurden diese Verschanzungen genommen.

Louis Napoleon hatte inzwischen dumpf im Palais Elysee gesessen und durch den Telegraphen alle die Maßregeln ausführen lassen, die er lange und mit Ueberlegung vorbereitet. Graf Morny und

der Polizei-Präfekt korrespondirten ebenfalls durch einen Telegraphen. Zuweilen bangte der Präsident wohl während des Kampfes um den Sieg, und man sagt, daß er in der Nacht aufgeregt dem Kanonendonner am offenen Fenster zuhörte; aber dennoch entsprach der Kampf seinen innigsten Wünschen. Indem er auf Tod und Leben sich seinen Feinden gegenüberstellte, war er gleich entschlossen zu sterben wie zu siegen. Nur bestimmt wollte er sein Schicksal wissen. Der Sieg über einen Feind verleiht stets einen Schein der Legitimität, und dieser fehlte vor allem Louis Napoleon bei diesem Staatsstreich. Ueberdieß waren alle Maßnahmen so getroffen, daß ein Sieg kaum zu bezweifeln war; die Truppen erdrückten sofort jegliche Verbindung in der Insurrektion.

Hatte Louis Napoleon einmal den Aufstand niedergeworfen, so sah er sehr wohl die Vortheile dieses Sieges ein. Er konnte sich als Mann der Ordnung vor alle Welt hinstellen und glauben machen, er habe die Gesellschaft in der That vor der Brandfackel der rothen Republik gerettet. Daß dieß in Wahrheit nicht der Fall gewesen, das beweist die Enthaltung vom Kampfe seitens des Arbeiterstandes und die gewaltsame Provozirung eines Aufstandes.

Die Maßregeln nach dem Tage des Kampfes waren eben so berechnet, die Handlung Louis

Napoleon's in den Augen der Welt als eine That der Ordnung hinzustellen, womit die ganze Gesellschaft gerettet und Frankreich vor dem Sturz in einen blutigen Abgrund bewahrt worden sei.

Man vergrößerte in den offiziellen Berichten die Ausdehnung und Hartnäckigkeit des Kampfes, theils um die Truppen, welche die Emeute unterdrückt hatten, dadurch zu bestechen, theils um dem Siege eine vornehmere Bedeutsamkeit zu geben. War auch wohl drei Viertel von Paris über den Staatsstreich im innersten empört, so war doch der große Feind von der Regierung lediglich simulirt; man hatte sich weder mit bedeutenden Massen, noch mit rothrepublikanischem Sinne gegen die Truppen gestellt und die Niedermetzelungen seitens der zum größten Theil betrunkenen Soldaten an den Punkten ernsteren Widerstands waren ebenso ungerechtfertigt, wie grausam; es hatte fast den Anschein, als habe man um jeden Preis der Menschenopfer nöthig zum Zeichen des Sieges und der Heftigkeit des Kampfes. Die Truppen schossen in die Häuser hinein und Kartätschenladungen wurden abgefeuert, ohne daß die Nothwendigkeit davon einzusehen war. Auf den Boulevards schoß man immerfort und gleichwohl antwortete kein Schuß vonseiten des Volks und keine Barrikade war dem Anmarsch der Truppen entgegengesetzt. Jede Person,

deren man nur habhaft werden konnte, wurde mit Rohheit von den Soldaten aufgegriffen und viele davon ohne jegliche Schuld und Verurtheilung erschossen. Man führte, wie Augenzeugen es mir gesagt, 212 Personen, die man auf den Straßen aufgegriffen hatte, nach dem Fort Vincennes und erschoß sie, obgleich vielleicht kaum hundert von diesen Unglücklichen an den Barrikaden gestanden haben mochten. Nur ein einziger Knabe von dreizehn Jahren, welcher dem die Exekution befehlenden General zu Füßen fiel, entging dieser barbarischen Schlächterei. —

Um durch die Anzahl von Gefangenen einen großartigen Feind zu simuliren und dem Auslande einen respektablen Begriff von der Gefahr der Gesellschaft und der Rettung derselben durch Louis Napoleon zu geben, verhaftete man die harmlosesten Personen, weil es der Polizei hauptsächlich daran lag, durch eine imposante Zahl Gefangener den Triumph des Diktators zu erhöhen. Jeder, welcher am Morgen nach dem Kampfe die Straße betrat, vielleicht um Brod oder Lebensmittel zu kaufen, wurde verhaftet und in den meisten Fällen nach der Präfektur abgeführt. Polizeisergeanten machten große Razzia's in den Häusern und die zahlreichen Hôtel garnis wurden ohne Gnade geleert; der unscheinbarste Grund gab Veranlassung zu den

ausgebreitetsten Verhaftungen und man konnte ganze Züge von zwei- bis dreihundert Personen, Männer und Frauen, sehen, welche von Soldaten und Stadtsergeanten nach der Präfektur oder nach anderen Gefängnissen abgeführt wurden. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß am 4. und 5. Dezember mehr denn sechstausend Personen verhaftet worden sind, eine Zahl, die sich bis zum zehnten desselben Monats auf die unglaubliche Höhe von dreißigtausend Menschen belief. Diese Zahl war allerdings so imponirend, daß viele versucht wurden, in Louis Napoleon's Maßregeln nur die Errettung der Gesellschaft vor einer entsetzlichen Gefahr zu erblicken.

Freilich entließ man im Laufe des Monats Dezember viele der unschuldig Verhafteten; aber Tausende wurden auch deportirt. Die Kriegsgerichte waren in unaufhörlicher Thätigkeit und verurtheilten täglich Hunderte zu Gefängnißstrafen und Deportation nach Cayenne und Algier. Eine Vorladung vor das Kriegsgericht war einem Urtheilsspruche gleich. Andere aber, und ihre Zahl geht sicherlich in die Tausende, wurden ohne weiteres exilirt oder deportirt; man gab sich nicht erst die Mühe, ihr Vergehen zu untersuchen; sondern, theils um die überfüllten Gefängnisse zu leeren, theils um der Staatsretterei einen neuen Schein des Außer-

ordentlichen zu verleihen, führte man bei Gelegenheit, und oft nur nach Willkür, Verhaftete aus ihren Gefängnissen den Gensdarmen zu, welche Ordre hatten, die Unglücklichen ohne weiteres nach Toulon zur Deportationskolonne für Algier oder nach Brest zu der für das gepfefferte Cayenne zu führen.

Eigene Erfahrungen ließen mich dieß genau beobachten, und mancher Freund, der niemals einen politischen Gedanken gehegt und dessen harmlose Natur am allerwenigsten für einen Staat gefährlich erschien, schrieb mir später als unschuldig Deportirter aus den Militärbezirken Algiers, wohin man ihn ohne jegliches Urtheil und Recht transportirt hatte.

10.

Die pariser Gefängnisse.

Eine deutsche Erfahrung. — Die Verhaftung. — Paris als Biwacht. — Die Präfektur. — Die Conciergerie und ihr Bluthof. — Mazas. — Das pennsylvanische System. — Ein peinliches Ereigniß. — Die Kasematten in den Forts. — Das Kriegsgericht. — Zehn Jahre nach Algier. — Die Frauen als Engel. — Der Transport nach Toulon. — Das Deportationsschiff. — Begnadigung. — Abschied von den Leidensgefährten.

Jedesmal, wenn ich deutsch schreibe und besonders von Deutschen im Auslande, komme ich in die größte Versuchung, mit meinem deutschen Kopfe vor Zorn gegen die Wand zu rennen; das datirt von den Erfahrungen, die man über seine Landsleute in der Fremde macht, und von der kleinen, aber traurigen Geschichte, die ich diesem Abschnitte meines Lebens nothwendiger Weise voransetzen muß.

O du großer Gott, was habe ich früher nicht für einen Stolz besessen, ein deutsches Kind zu sein! Das war rührend und schrieb sich theilweise von dem guten Professor Schlosser her, noch mehr aber

wohl von meinem seligen Lehrer am Gymnasium. Das war ein ehrlicher Maßmannist, sein Ideal war Vater Jahn, ‚der Alte im Barte'; er trug stets einen weißen Hemdkragen über den schwarzen Ueberrock, von altem Schnitt und mit einreihigen Knöpfen, gefaltet; hatte ehrbare graue Lockenhaare, die aus dem Gesicht gestrichen, bis auf den Nacken fielen, und eine rothe, stark mit Haaren bewachsene Brust, welche selbst an den strengsten Wintertagen halb entblößt war. Lehrte er deutsche Geschichte, so begann er nie anders als mit den oft wiederholten Worten: „Deutschland, das Vaterland...." Leider, ach sehr leider! verlernte ich die heilige Pietät vor „Deutschland, das Vaterland" ebenso wie die griechischen Klassiker, nachdem ich Deutschland und Xenophon verlassen hatte! Sah ich doch, wie gerade die Deutschen sich zu allem gebrauchen lassen und zwar zu allem schlechten; in Spanien sah ich Deutsche als Henkerknechte, in Italien als Hanswurste, in London als Gauner, in Paris als Mouchards. Von der halben Million Deutscher im Auslande lernte ich mehr als die Hälfte als die umherwandelnde Schmach ihres Vaterlandes kennen.

Eines Tages ging ich mit einem Freunde durch eine der Passagen von Paris; wir hielten vor einem Bijouterieladen still, um die verschiedenen Gegen-

stände im Schaufenster zu betrachten. Plötzlich ergreift mich ein blutjunger Mensch am Arme und frägt uns, ob wir nicht Deutsche seien. Wir sagen Ja. Sichtlich erfreut über diese Mittheilung, klagt er uns in deutscher Sprache seine Noth; er war dabei so verzweifelt und niedergedrückt, hatte überdieß ein so ehrliches Angesicht, daß wir mit ihm in ein Café traten, wo er uns erzählte, daß er seinem elterlichen Hause aus Abenteuerlust und Jugendleichtsinn entflohen sei und, ohne Paß noch Geld, seit zwei Tagen schon in dem wildfremden Paris nahrungs- und obdachslos umherschlendre und, dem Verhungern nahe, sich ein Herz gefaßt habe, dem ersten ihn begegnenden Deutschen seine Lage mitzutheilen. Unser deutsches gebenedeites Mitgefühl wurde rege; der junge Mann, der aus Sachsen war, schaute so blaubittend zu uns auf, daß ich an meine eigene Ankunft in Paris dachte und mit aller Herzlichkeit ihn einlud, vorläufig meine Wohnung und meinen Geldbeutel mit mir zu theilen.

Man kann sich denken, daß dieses Anerbieten mit Freudenthränen in seinen Augen angenommen wurde. Der junge Mann versprach, sich eifrig nach einem Unterkommen umzusehen, und wurde mein Stuben- und Geldbeutelkamerad. Obgleich er einen sehr ominösen Namen trug, der mit ‚Natter‘ begann, so gewann ich ihn doch recht lieb; er schlief bei

mir, that wie bei sich zu Hause, trug meine Kleider, aß mit mir, vergnügte sich mit meinem Gelde: — kurz, ich war das beste Muster eines Erzkommunisten, was das Geben betraf. Allmälig machte ich jedoch die Entdeckung, daß mein Landsmann aus Sachsen sich so wohl in dieser brüderlichen Lage befand, daß er gar nicht daran zu denken schien, mir jemals seine Last abzunehmen. In Brüderlichkeit fing ich darauf an, bescheidene Hinweisungen dieser Art zu machen und, da er versicherte, sich keine Beschäftigung verschaffen zu können, gab ich mir selber Mühe und fand wirklich auch bald eine Stellung für ihn auf einem Kontor. Indessen war der Herr Landsmann kein Freund des Arbeitens; er verließ diese Stellung wieder und fand es viel angenehmer, redlich mit mir zu theilen. Nach zwei Monaten wurde ich dessen jedoch überdrüssig; ich war überzeugt von dem schlechten Willen meines Landsmannes und stellte ihm eine letzte Frist, sich ernstlich ein anderweitiges Unterkommen zu verschaffen. Da ich aufhörte, ihm bares Geld zu Vergnügungen zu geben, bestahl er mich, und da er mich öfter bestahl, warf ich ihn zuletzt zum Hause hinaus, nachdem ich ihn drei Monate lang brüderlich ernährt, logirt, gekleidet und amüsirt hatte.

Aus deutscher Dankbarkeit ging er zur Zeit des Dezemberstreiches hin und denunzirte mich. Er

gab der Polizei Briefe von mir, die er mir entwendet hatte, — genug, er war Mouchard geworden. Und nun singe man von deutscher Treu' und Ehrlichkeit! Wenn man bedenkt, daß die pariser Spione zu Hunderten Deutsche sind, welche danach streben, ihre Landsleute anzuzeigen, dann möchte es einem das Herz abstoßen; — und dennoch greint man nachher wieder von deutscher Treue und Biederkeit!

Genug, ich wurde am Tage nach dem Kampfe, wie so viele andere, verhaftet und sollte Paris lange Zeit nicht wieder sehen.

In der Nacht vom vierten zum fünften December störten mich schwere Schritte und rauhe Stimmen plötzlich im besten Schlafe. Ahnungsvoll lauschte ich und gastfrei öffnete ich, nachdem mehrere heftige Schläge gegen meine Thür geführt worden waren. Mit der grausamsten Zuvorkommenheit und in demselben poetischen Gewande, in welchem Wallenstein von den Partisanen seiner Mörder angetroffen wurde, empfing ich den mitternächtlichen Besuch von einem Dutzend schwarzer Polizeisergeanten.

Beim Schein einiger Blendlaternen lud man mich darauf ein, in meine eigene Wohnung gefälligst näherzutreten, und gerührt machte ich von diesem höflichen Anerbieten Gebrauch. Einer der Sergeanten zog darauf eine große Liste hervor und versicherte sich, daß meine im Hemde vor ihm ste-



hende Person indentisch mit der auf seinem Papier beschriebenen sei. Die übrigen Herren waren nicht weniger aufmerksam; sie vertheilten sich in der Wohnung und dehnten ihre Artigkeit so weit für mich aus, daß sie alle, selbst parfümirte, Briefe und alle Manuskripte, selbst die keuschen Ergüsse einer früheren und heiligen Gymnasialpoesie, zusammenpackten.

Da die Reflexion von jeher eine meiner Untugenden war, so fand ich es weiter nicht auffällig, daß ich auch selbst in meiner entblößten Lage dem bösen Laster des Nachdenkens fröhnte. Mit Hilfe der Herren im Frack gelangte meine Reflexion endlich zu dem wenig erbaulichen Resultate, daß ich fernerhin nicht mehr meine eleganten Räume bewohnen dürfte, sondern sie mit denen eines jener großen Paläste, die man vulgo Gefängnisse nennt, würde vertauschen müssen. Wie es die Höflichkeit erheischte, wurde ich denn nach meinem Ankleiden die Treppe hinuntergeleitet und bestieg den unten wartenden Fiacre, in welchem zu meinen beiden Seiten die mir in diesem Augenblicke etwas lästigen Adjutanten Platz nahmen.

Der Weg führte von der Rue de Provence bis zur Polizeipräfektur und bot eins der pikantesten Schauspiele dar, die man sich unter gleichen Umständen nur denken kann. Auf den Boulevards und den Quais, sowie in den Hauptstraßen, hatte

sich das Militär in ungeheuren Massen gelagert. Die großen Wachtfeuer loderten durch die schwarze Nacht und beleuchteten ein kriegerisches Bild. Kanonen starrten mit ihren Schlünden die Hauptstraßen hinab, und die Kanoniere, mit der Lunte in der Hand, gingen neben ihrem Geschütze auf und ab. Ganz Paris war still wie ein Kirchhof mit steinernen Grabgewölben; kein Mensch war auf den Straßen, welche von großen Kavalleriepatrouillen und Infanteriekolonnen durchstreift wurden. An jeder Straßenecke standen starke Wachtposten, die uns anriefen, aber respektvoll den Wagen passiren ließen, nachdem meine Adjutanten ihnen gesagt, daß eine theuere Person sich zwischen ihnen befinde.

Endlich rollte der Wagen die kurze Rue Jerusalem hinunter und bald umfingen mich die Mauern der heiligen Grabstätte der Präfektur. Dieß alte Residenzschloß früherer Könige Frankreichs, die es bewohnten, ehe noch Revolutionen Mode waren, ist heute ein anderes Schloß geworden, und vielleicht wäre es besser gewesen, wenn die Herrscher Frankreichs stets hier, als in dem Schloß der Tuilerien, Hoflager gehalten hätten. Nachdem man mich dem Bureau der Präfektur vorgestellt hatte, ließ man mich eine steinerne Treppe hinaufgehn, an deren Ende ein lustiger Wächter mich willkommen hieß, einen großen Riegel zurückschob und mich in einen

Saal eintreten ließ, dessen Salpeteratmosphäre mir anfangs vollständig den Athem benahm.

Eine große Menschenmenge befand sich in diesem oblongen und mit Fliesen gepflasterten Saal; die Inwohner hatten sich theils auf die zu beiden Seiten des Saales herabgelassenen und mit Strohsäcken und wollenen Decken belegten Pritschen niedergelegt, theils drängten sie sich in dem mittleren schmalen Gange. Eine große Laterne erleuchtete den Saal, bei ihrem Schein konnte ich bemerken, wie die sonst hier gewöhnlich sich aufhaltende Klasse von allerhand Verbrechern kaum vertreten war, sondern sich dem Anscheine nach nur gebildete und von der Politik gepackte Personen befanden, deren oftmals fashionable Toilette sonderbar mit dem Gestank und Schmutz dieses Gefängnißsaales in Kontrast stand. Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Thür von neuem und ein neuer Kamerad trat herein. Die Unterhaltung bestand meistentheils in Tabackrauchen oder in der Mittheilung der verschiedenartigsten Variationen, unter denen diese Gesellschaft sich hier Rendezvous gegeben hatte.

Endlich wurde es Tag; die Pritschen mit ihren mülligen Strohsäcken und den von allerliebsten kleinen, für den Menschen nach Buffon sehr dienlichen, Thierchen wimmelnden Decken wurden in die Höhe gehoben und die verschiedenartigsten Physiognomien

sahen sich beim Tageslichte höchst drollig an. Nach der Brotvertheilung, welches an Qualität und Quantität für Gefangene vorzüglich war, kam der Marketender, der mit Papier und Dinte, Federn, Taback, Pfeifen, Butter, Käse, Fleisch und Wein handelte. Die Mehrzahl suchte sich nach seiner Entfernung irgendein Plätzchen aus, um Briefe zu schreiben, die alsdann dem Wärter offen gegeben wurden. Um acht Uhr wurden irdene Näpfe vertheilt, in denen sich Liebhaber ihre Portion Kohlsuppe hineinfüllen lassen konnten.

Wie gesagt, war der Saal von Menschen fast überfüllt und im Laufe des Tages kamen noch immer neue Arrestanten hinzu. Die Salontoiletten zogen natürlich sehr krause Nasen und einige, worunter hauptsächlich ein Volksrepräsentant, hielten gewaltige Reden über die Schmach, sie in ein solches Loch zu sperren, wo sich niemand um sie kümmere. Die Leute hatten Unrecht so zu sprechen, denn daß man sich um uns kümmerte, wurde gegen Abend klar, wo viele, wahrscheinlich um das übervolle Lokal zu leeren, herausgerufen wurden, unter denen auch ich mich befand. Die Hoffnung, die sich nun regte, schon in Freiheit gesetzt zu werden, kroch bald wieder zusammen; denn man führte uns durch Korridore und eisenvergitterte Gänge jenem Theile des Präfekturgebäudes zu, welches die Conciergerie

heißt. Eine große eiserne Thür öffnete sich, um uns hineinzulassen. Ein allgemeiner Schrei der Empörung empfing uns, um dagegen zu protestiren, weil die Unglücklichen hier wie eingerammte Pfähle standen; und ich selbst mußte mit Resignation meinen Trost in dem Sprüchworte finden, daß ich ‚aus dem Regen in die Traufe gekommen' sei, denn mitleidslos schlug der Wärter die Thür hinter mir zu und nun erst konnte ich mir einen wahren Begriff von der kläglichen Situation jenes Engländers machen, der lediglich um die Kaiserkrönung zu sehen, nach Frankfurt kommt und dort im Gedränge seinen Hut über die Augen geschlagen erhält, ohne im Stande zu sein sich vor Ablauf der Festlichkeit denselben mit seinen bisher durch das Gedränge festgehaltenen Händen abzureißen.

Der große Saal bildete augenscheinlich das Schiff einer vor Zeiten hier benutzten Kirche und war in diesem Augenblick von mehreren Laternen erleuchtet. Die zusammengepreßten Menschen tobten und lärmten auf eine ohrbetäubende Weise, um Errettung aus ihrer grausamen Lage zu erhalten; aber eine plötzliche Stille trat ein, als der Offizier in einer der im obern Raum dieses mächtigen Gefängnisses angebrachten Loge erschien und nach einer Flut von Flüchen versicherte, daß seine Leute dazwischenschießen würden, wenn man sich nicht ru-

hig verhielte. Nur leise hörte man darauf das Seufzen der gequetschten Lungenflügel und ich kann behaupten, daß den Meisten darauf die Pfeife ausging.

Die Grausamkeit dieser Situation wurde noch durch die Aufmerksamkeit der Polizisten erhöht, welche, um uns Schlaf zu gönnen, Strohbunde in den Saal hineinwarfen, indem sie wahrscheinlich glaubten, dieselben würden den Boden schon finden und die Gesellschaft würde sich der Bequemlichkeit eines Lagers nicht entziehen. Doch es war nicht möglich das Stroh auf den Fußboden zu bringen und so lag es denn in großer Menge auf unsern Köpfen und schlief auf uns, statt wir auf ihm. Man kann sich keinen Begriff von dieser Lage machen, welche vielen Ohnmächtigen nicht einmal gestattete, zur Erde zu fallen. Auf die Kniee fielen wir fast vor Dank, als sich am Morgen die Thüren öffneten und uns der Besuch des Hofes gestattet wurde.

Der Hof der Conciergerie ist eine historische Kuriosität; seine Steine sind mit geronnenem Blute zusammengeklebt. Man hat versucht einen kleinen Blumengarten in seiner Mitte anzulegen; aber die Blumen wollen nicht blühen. Auf diesem großen, viereckigen Hofe stand in der Zeit der Revolution die Guillotine und tagelang sättigte das Blut der Hingerichteten diese Erde. In dem großen Kirchenschiff mit mächtigen Pfeilern und weißgetüncht, sieht

man noch heute aus der Revolutionszeit hunderte von Namen und Redensarten eingegriffelt. Oftmals sind die Buchstaben drei bis vier Zoll hoch und starren von einer Höhe der Mauer herab, bis zu welcher, ohne Leiter, kein menschlicher Arm hinaufzureichen im Stande ist. In jener Nacht, wo mir so deutliche Beweise von der Lehre der Kompression gegeben wurden, stand ich dicht an einem Pfeiler, an dessen oberer Hälfte folgende großen, schief eingekratzten Worte mich fortwährend anstarrten:

‚Jean Bourgonnais,
homme de Virginie, girondiste,
sera guillotiné demain
31. Octobre 1793.‘

Etwas niedriger stand der Name Brissot, vielleicht derselbe, der Chef der Girondisten war und an demselben 31. Oktober guillotinirt wurde.

Ein Gefangenwärter erzählte mir, daß in den Junitagen von 1848 Gräuelszenen auf dem Hofe der Conciergerie verübt sind, die ich zur Ehre Cavaignac's nicht glauben mag. Während in den Straßen von Paris noch der rasendste Kampf wüthete, sollen hier mehr denn zweihundert Gefangene erschossen worden sein. Der ganze Hof wäre mit Stroh belegt worden, um das Blut einzuschlürfen; dann hätte man gegen hundert Gefangene aus den Kerkern entlassen, sie auf den Hof getrieben, die

Thüren hinter ihnen zugeschlagen und die Unglücklichen wie wilde Thiere von den Gallerien herab durch Munizipalgarden erschießen lassen. Eine Flucht war nicht denkbar, da die vier Mauern den Hof umgrenzen, ebenso wenig vermochten sich die Unglücklichen ihrem barbarischen Schicksal zu entziehen. Nachdem man diese erste Abtheilung auf solche unmenschliche Art niedergeschossen hatte, wäre das Stroh fortgeräumt worden, ebenso wie die noch warmen, bluttriefenden Leichen; man hätte frisches Stroh gesäet und einer zweiten Abtheilung Gefangener dasselbe Schicksal bereitet. Mag man auch gern an der Wahrheit dieser Mittheilung zweifeln, Barbareien dieser Art haben im Juni 1848 genug stattgefunden, und faktisch ist es, daß die in den Kellern des Stadthauses eingepferchten Gefangenen von außen durch die Fenster niedergeschossen worden sind.

Am Abende wurden wiederum viele Namen, darunter auch der meinige, aufgerufen. Aber anstatt in Freiheit zu kommen, wie ich wieder vermuthete, wurde ich in einen Zellenwagen gesetzt und unter Gensdarmerieeskorte nach dem Gefängniß Mazas abgeführt.

Von dem Augenblicke an, wo der Gefangene in diesem modernen Omnibus mit vergitterten Jalousien Platz genommen, ist er kein Mensch mehr,

sondern ein nummerirter Gegenstand; er hat seinen ersten Schritt in das pensylvanische System gemacht. —

Der Zellenwagen hielt gegenüber dem lyoner Eisenbahnhof vor dem aus hartem Mörtel gemauerten, kolossalen Gebäude, welches nach dem Abbé Mazas, der den Plan dazu entwarf, seinen Namen erhalten hat. Knarrend öffnete sich das schwere Eisenthor und der Wagen holperte an der Wache vorbei in den Hof, wo ihn der Inspektor empfing. Mit dem Zuschlagen des Thores war der Sargdeckel niedergelassen; denn nichts anderes als ein lebendiges Grab ist Mazas; seine Bewohner sehen niemanden mehr als ihren Wärter und sind Eremiten wider Willen.

Wie ein Bild im Museum bekam ich meine Nummer und wurde dann im Trabe nach einem der immensen sechs Flügel geschickt, die strahlenförmig von einer Rotunde auslaufen. Aller Menschenschmutz wurde nun erst vor allem in der Badezelle abgewaschen; dann ging es im Trabe nach derjenigen Klause, welche ich von jetzt ab einige Zeit lang in diesem schrecklichen Hôtel bewohnen sollte.

Zu Betrachtungen hatte ich nun Zeit genug, und das war das Einzige, wodurch ich mich versicherte, daß ich wirklich noch nicht todt sei.

Die Zelle hatte etwa zehn Fuß Länge und sechs Fuß Breite. Der Thür gegenüber befand sich ein großes viereckiges Fenster, dessen Scheiben von geringeltem Glase waren und weder das Blau des Himmels, noch das Grau der Wolken erkennen ließen. An der einen Seitenwand stand ein Holztisch, über dessen Platte eine Gasröhre aus der Mauer heraussah, durch welche Abends die Zelle erleuchtet wurde. An der anderen Ecke dieser Wand, neben der Thür, befand sich ein Schap, auf welchem die gute Matratze gerollt stand; darunter das praktisch und mit Ventilisation reich versehene, geruchlose Möbel, welches das nothwendigste Uebel des menschlichen Geschlechts bildet.

Die Regel des Hauses, der alle sich fügen müssen, nöthigte um sechs Uhr des Morgens zum Aufstehen. Der Detinirte machte dann sein Bett von den Haken los, in denen es während des Nachts wie eine Hängematte geschaukelt hatte, rollte die Matratze sauber und stellte neben den zusammengefegten Kehricht aus seiner mit rothen Ziegeln gepflasterten Zelle, den blechernen Wasserbehälter an die Thür. Dann kam der Wärter, fegte den Kehricht hinaus und nahm den Behälter, um nach einiger Zeit denselben mit frischem Wasser zurückzugeben. Um sieben Uhr waren die achtzehnhundert Zellen des Hauses vorschriftsmäßig gereinigt und besorgt worden.

Um acht Uhr läutete die große Glocke. Ein fernes Summen und Rollen wurden dann immer stärker und näherten sich als Blechgeklapper immer mehr. Darauf öffnete sich das viereckige Loch in der Thür, das von den Franzosen kurioser Weise ‚Vasistas‘ (Was ist das) genannt wird, und die Hand des Wärters nahm das leere Geschirr vom vorigen Tage von dem kleinen Brettchen hinter der Oeffnung fort, stellte dann den Blechnapf mit dampfender Suppe hinein, nebst einem für den Tagesverbrauch reichenden Brote. Mit dem Holzlöffel verspeiste man darauf sein frugales, aber gut bereitetes Frühstück.

Kaum war die Suppe verzehrt, so öffnete sich das Vasistas von neuem. Der Wärter rief „Cantine!“ und notirte die Bedürfnisse, die man sich für sein Geld verschaffen konnte und die zu demselben Preise und in der ausgedehntesten Weise verabfolgt wurden. Bei dieser Gelegenheit konnte man auch den Besuch des Arztes, des Priesters und Direktors, sowie Bücher aus der christlichen Bibliothek des Hauses verlangen.

Eine Stunde Promenade war täglich gestattet. Sobald die Reihe an die betreffende Nummer war, öffnete sich die Thür und der Wärter lud zum Spaziergange ein. Im Trabe wurde die Galerie durchlaufen, die Treppe, der Korridor, bis in den

kleinen Garten hinein, den jeder für sich allein besuchte, ohne jemals einen Mitgefangenen sehen, geschweige denn sprechen zu können.

Ein großer umgitterter Kreis im Hofe war durch hohe Mauern in vierundzwanzig Schnitte getheilt. Die Radien dieses Kreises mündeten in einer Rotunde, von welcher der Wärter alle Gärten zugleich übersehen konnte und aufmerkte, daß keine Kommunikation zwischen den Gefangenen durch Ueberwerfen von Briefen und dergleichen stattfand. Ein anderer Wächter machte vor dem äußeren Peripheriegitter seine monotone Runde. Eine Stunde lang konnte man in seinem kleinen, abgeschlossenen, mit Blumen und Rosen garnirten Garten Gottes frische und stille Luft genießen, dem Glockenspiel der Kirchen lauschen und das Blau des winterlichen Himmels betrachten, bis man in derselben Weise, wie man kam, in seine dumpfe Zelle zurückkehren mußte.

Um drei Uhr öffnete sich von neuem die Klappe in der Thür und das Mittagessen, mit Rollwagen auf den Geländern der Galerie herbeigeführt, wurde hereingestellt. Dann störte nichts mehr die Einsamkeit dieses stummen Aufenthaltes, als der Glockenschlag um sieben Uhr, der das Bett zu machen erlaubte, welches aus einem Hängegurt, einer Pferdehaarmatratze, Laken und in einem Bett-

tuch eingeschlagenen reinen Wollendecken bestand. Dann schloß sich das Auge; man betete wohl einmal zu Dem, der überall hört und sieht, und fiel dann in jenen unruhigen Gefangenschlaf, wo man halb wacht, halb schlummert und die Märchen der rosigen Vergangenheit die müde, gequälte Seele erquicken.

Am Sonntag Vormittag wurden die Thüren aller Zellen ein wenig geöffnet, um das Anhören der Messe zu gestatten. Die sechs Flügel des Hauses mit ihren in drei Etagen gelegenen Zellen wurden eine einzige Kirche, der Altar war die Glasrotunde, der Knotenpunkt dieser gigantischen Radien. Dann tönte das Glöcklein, der Weihrauch durchzog das weite, in äußerster Sauberkeit gehaltene Gebäude und hinter seiner Thür konnte jeder Gefangene zu seinem Gotte und in seinem Glauben beten.

Aus diesem ausgezeichnet eingerichteten, aber durch seine Ruhe und Stille einem Grabe gleichenden, Gefangenhause wurde ich gerade zu Weihnachten unter Umständen hinausgeführt, welche Zeit meines Lebens für mich unvergeßlich bleiben werden.

Es war eilf Uhr Nachts, als mich der Ruf des Wächters plötzlich aus den holden Träumen weckte, die mich in jene Weihnachten versetzt hatten,

wo die Großmutter noch am Leben war und die Kerzen des Tannenbaumes meine Freudenthränen bestrahlten. Er forderte mich zum sofortigen Ankleiden auf. Ich traute kaum meinen Ohren, denn wohin sollte ich um diese Zeit noch geführt werden? Wieder war es der Gedanke, wohl gar in Freiheit gesetzt zu werden, der mich beim Ankleiden beschäftigte; das ungewohnte Lärmen, Rennen und Rufen auf den Korridoren sagte mir überdieß, daß sich etwas außergewöhnliches ereignet haben müsse und daß ich nicht der Einzige sei, dem eine Veränderung seines Loses bevorstehe.

Endlich öffnete man mir die Thür, fragte genau nach meinem Namen und dann lief ich im üblichen Trott dem Ausgange des Hauses zu. Auf dem Hofe angelangt, stieß ich auf einen langen und in Kolonne aufgestellten Zug, während hinter mir sich dessen Glieder noch fortwährend vermehrten. Alle fast waren in der hoffnungsvollsten Laune und die Meisten sahen ihrer nunmehrigen Entlassung aus der Haft entgegen. Aber einige machten im Angesicht des blutrothen und grellen Lichtes von zahlreichen Fackeln, ernste und düstere Mienen und ließen mich bangen, daß ich ‚Nachts um die zwölfte Stunde‘ mein Grab habe verlassen müssen.

„Wohin gehen wir?“ fragte Einer den Anderen.

Kein Einziger war im Stande, diese Frage zu beantworten; es kreuzten sich nur hoffnungsvolle oder düstere Vermuthungen!

Endlich setzte sich der ziemlich lange Zug, der etwa zweihundertfünfzig Menschen umfassen mochte, in Bewegung, und nun erst sah ich ein, welche wichtige Personen wir waren und welche große Suite man uns gegeben hatte, die uns zu allem andern, aber wohl nicht zur Freiheit geleiten konnte. Dem Zuge voran gingen zwei Züge Infanterie und etwa fünfzig Gensd'armen zu Pferde; zu unseren beiden Seiten hatten je drei Glieder Munizipalgardisten ein undurchdringliches Spalier gebildet, welches noch durch daneben reitende Gensd'armen verstärkt wurde. Den Schluß bildete wiederum starke Infanterie und Kavallerie. Dieser Aufwand von Truppen, dem zu unserem verzweiflungsvollen Genuß noch das dumpfe Rollen zweier Kanonen beigegeben war, belehrte wohl alle, daß Arkadien nicht unser Ziel sei, obgleich wir darin geboren wurden. Jemehr sich dieser Zug dem Ende von Paris näherte und endlich den Weg nach Bicêtre einschlug, jemehr wurde es still und jemehr verschwanden die kurzen Thonpfeifen von den Lippen; feierlich und stumm wie ein Grabgeleit, und das Ganze entsetzlich durch die rothe Glut der Fackeln in den Händen langbärtiger Pompiers gemacht, folgten

wir unserer Bestimmung, welche bekanntlich das Einzige ist, womit man sich im Unglück tröstet. Leise flüsterte es von Mund zu Mund bange Besorgnisse um das Leben; aber konnte man uns denn ohne Urtheil und meist ohne Schuld so ohne Hindernisse aus einer Welt in die andere schicken? Freilich sagte man sich, daß dieß unerhört wäre, aber das Unerhörte ist der Seltenheit wegen oft sehr gesucht.

Schon sahen wir die hohen Zickzackmauern der Befestigungen um Paris, als plötzlich die Irrenhausuhr von Bicêtre langsam und mit grauenhaftem Klange Mitternacht schlug. Welche furchtbare und geheimnißvolle Wirkung dieser Glockenklang bei mir und bei vielen andern hervorbrachte, kann man sich nur erklären, wenn man unserer ungewissen und peinlichen Situation Rechnung trägt.

Plötzlich kommandirte man Halt.

Jedes Herz schlug ängstlich, als man uns nun einzeln an die Mauern der Fortifikationen im Rechteck aufstellte und die dichten Kolonnen der Infanterie die dritte Seite dieses Dreiecks schlossen. Hoffen und Verzweiflung schlugen noch einen letzten und schweigenden Kampf. Sollten wir in der That erschossen werden? Diese furchtbare Ahnung gestaltete sich bald zur Gewißheit, als das Militär

plötzlich die Gewehre abnahm und, einem leisen Kommando gehorchend, die Ladstöcke in die Gewehrläufe hinabrieseln ließ. Jetzt war kein Hoffen mehr und die Hälfte der Unglücklichen fiel bebend auf die Kniee und weinte zu Gott. Viele stürzten vor und betheuerten ihre Unschuld und flehten um Gnade, während die Andern stumm und bleich vor sich hinsahen und ihr Schicksal erwarteten.

„Mein Gott! Was wollt Ihr denn?" rief der kommandirende Oberst, als er diese beim Schein der Fackeln großartig gestaltete Bewegung sah.

„Gnade! Gerechtigkeit!" erscholl es fast einstimmig.

„Man wird sie Euch ja geben, oder denkt Ihr, man wird Euch hier wie tolle Hunde niederschießen? Ich glaube gar!"

Diese Worte belebten jedes Gemüth. Die Freude zum Leben exaltirte die schon mit sich abgeschlossenen Unglücklichen und sie fielen sich gegenseitig beim Gelächter der Soldaten um den Hals. Man zählte uns einfach nur ab und alsdann bewegten wir uns wieder in derselben Ordnung vorwärts, den Berg hinauf, die Zugbrücke hinüber, in das Fort Bicêtre hinein.

Wohl aber weiß ich, daß niemand von uns jene schreckliche Todesangst vergessen hat.

Einige Minuten später waren wir vor den Kasematten angelangt, in die je eine achtzig Mann hineingelassen wurden. Beim Licht einer großen Laterne vermochte man diesen langen Boutenraum ganz leiblich zu übersehen, in dem sich weiter nichts als Matratzen auf der Erde und an den Seiten der Mauern befand. In den spätern Tagen, nachdem sich auch die Gesellschaft durch Ab- und Zukommen und sonstiger Vertheilung sozusagen konstituirt hatte, setzte man auch einen großen eisernen Ofen in die Mitte der Kasematte, verabreichte neue wollene Decken und organisirte überhaupt so praktisch, daß außer der Freiheit nichts zu wünschen übrigblieb. Die Kost war äußerst gut und an jedem Tage gab es Fleisch; des Sonntags überdieß eine Maaß Wein. Außerdem war es jedem freigestellt, sich selbst zu beköstigen und der dreimal des Tages kommende Marketender versorgte uns mit allem, was nur zu kaufen geht. Andererseits hinderte uns kein Wärter an unserem Treiben in der Kasematte; nur der Arzt erwies uns jeden Morgen die Aufmerksamkeit seines Besuches; hin und wieder störten uns auch Vorladungen des dort residirenden Kriegsgerichtes zum Verhör.

Interessant war das Leben in der Kasematte selbst. Wir hatten einen Präsidenten der Kasematte und zwei Vizepräsidenten; außerdem waren

zwei Ordnungsführer mit der Macht bekleidet, eine selbstgeschaffene Disciplin aufrechtzuerhalten. Um neun Uhr Morgens, nachdem jeder sein Frühstück verzehrt hatte, begannen die politischen Debatten, welche mit eben der Präzision und Ordnung, aber entschieden mit mehr Feuer und Eifer geführt wurden, als in staatsverfassungsmäßig konstituirten Parlamenten. Die Diskussion wurde um so animirter, nachdem die Zeitung angekommen war. Freilich war die Verabfolgung einer solchen streng untersagt, indessen war unser Marketender eine so gute Seele, daß er für einen Franken nicht Anstand nahm, täglich die ‚Presse‘ in einem ausgehöhlten Brote hereinzuschmuggeln. Der Präsident verlas dieselbe laut und leitete nebenbei die Debatten. Ganz schnurrig kam es mir hierbei vor, wenn der draußen frierende und sich langweilende Wärter in die Kasematte eintrat, die Zeitungslektüre mit anhörte und den parlamentarischen Debatten aufmerksames Gehör lieh, ohne jemals die Zeitung sehen zu wollen oder eine Anzeige von unserer Frevelthat zu machen. Da, wie gesagt, die Majorität den gebildeten Ständen angehörte, so waren jene Vormittagsstunden für jeden von großem Interesse; zu gleicher Zeit durfte auch bis zwölf Uhr keine Privatunterhaltung diese politische Diskussion stören.

Nach dem Mittagsessen pflegten wir gewöhnlich alle zusammenzulegen, um ein Stückfaß Wein von fünfzig Litres zu kaufen, dessen Inhalt wir oftmals beim profanen Klang von arrangirten Gesängen ausleerten, indem selbst die Armen, welche kein Geld zum Zusetzen hatten, dabei echt brüderlich theilnehmen mußten.

Um sieben Uhr Abends wurden meist wissenschaftliche Vorträge gehalten, welche sich auf alle Gebiete erstreckten und sowohl Naturwissenschaft, als auch Literatur, Geschichte, Philosophie, Rechtslehre und Nationalökonomie berührten. Waren indessen dieselben beendigt, so pflegten sich die Bewohner der Kasematte gewöhnlich auf ihre Matratzen zu legen, die wollene Decke behaglich über sich zu strecken und nun den Schnurren und launigen Erzählungen zuzuhören, welche von Einem und dem Andern zum Besten gegeben wurden. Nach Beendigung dieser war jedoch jedes laute Reden und Konversiren untersagt, um diejenigen, welche schlafen wollten, in ihrer Ruhe nicht zu stören, die sie nur zu oft nach jenen theuern und lieben Kreisen träumend zurückversetzte, aus denen man sie so zuvorkommend wie mich aus dem Bette gerissen.

Kaum hatte das neue Jahr seinen Anfang genommen, als man auch meinen sehnlichen Wunsch erfüllte und mich zum Kriegsgerichte vorlud. Ich

zweifelte keinen Augenblick daran, daß damit meine Haft ihr Ende haben werde und daß alle Leiden nun überstanden seien.

„Victoria!" rief ich aus; „Paris sehe ich wieder, meine Wohnung, meine Liebe, meine Freunde sehe ich wieder; — denn frei muß ich sein, noch eh' der Tag sich endet!"

Schmerzliche Enttäuschung!

Diese kleine, fromme, so sehr menschliche Hoffnung sollte ich mit zehn Jahren Deportation nach Algier bereuen!

Ueber dieses Urtheil des Kriegsgerichtes, welches mir ohne weiteres kund und zu wissen gethan wurde, fuhr ich, ganz gegen den harmlosen und duldsamen Charakter eines Deutschen, aus der Haut. Die Philosophie brach zusammen, die Poesie verirrte sich abseits der himmlischen Pfade in die Wohnung der zehntausend Teufel; ja, mit angeborner deutscher Logik und südländischer Hitze protestirte ich gegen diese kitzeligen zehn Jahre; ich verstieg mich selbst so weit, daß ich die Herren vom Kriegsgericht mit einer historischen Wahrheit zu zerschmettern trachtete; ich versicherte ihnen, daß die Eroberung Algiers ungerecht gewesen, daß ich eine solche nicht anerkenne und ihnen jegliches Recht abstritt, diese afrikanischen Gebiete mit anständigen Europäern zu bevölkern; ich drohte, die

Kabylen zum Aufstande aufzustacheln und rief in meiner Verzweiflung den alten Rellstab an, der nach dem ‚Courrier de Marseille' und anderen Journalen sein Buch ‚Algier und Paris' verfaßt hatte. . . .

O Deutschland, mein Vaterland!... Es war alles umsonst!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Tage weinte der Himmel. Ich aber fuhr an der Seite zweier gut uniformirten Gensd'armen nach Lyon; besonders gefielen mir die großen Kanonenstiefel meiner Begleiter, im übrigen gute Kerls, die manchen Schoppen Wein auf mein Wohlergehen leerten.

„Meine Herren," fragte ich sie, „wohin geht die Reise?"

„Nach Toulon," antworteten sie.

O grauenvolle Eröffnung! War es also wirklich so bestimmt, daß ein deutsches Herz unter der afrikanischen Sonne ausquieken sollte? Unmöglich! Die Leyer, eh' sie bricht, giebt ihre schönsten Töne; der Schwan, eh' er verscheidet, singt sein heiliges Lied — und ein Mensch in meiner Lage setzt sich hin und schreibt eine — Petition.

Bekanntschaften zu haben, ist unter fröhlichen Umständen eine angenehme Sache, die man in un-

glücklichen Lagen nur zu oft vermißt. Unglückliche Menschen haben keine Freunde. Indessen bewährt sich diese traurige Wahrheit weniger hinsichtlich der Frauenbekanntschaften; die Frauen zeigen gerade, wenn die von ihnen im Glück begünstigten Männer bedroht sind, ihre englische Natur. Vertrauend auf diese Engelseigenschaft der liebenden Frauen, nahm ich keinen Anstand, Vortheil aus einem intimeren Verhältniß mit der Gräfin M . . . . zu ziehen, um so mehr, als mir diese Dame schon manchesmal theuer zu stehen gekommen war.

Die Gräfin, eine der Maitressen des verbannten Herzogs von Br . . . . . ., war eine sehr hübsche Dame, hatte, außer einem reizenden blondlockigen Mädchen, noch hübschere Schulden, gab große Soireen, redete vier Sprachen, war sehr liebenswürdig und anhänglich, und stand mit einigen Herren und Damen des neuen napoleonischen Hofes, besonders mit der Prinzessin M . . . ., der ehemaligen Gattin eines russischen Fürsten, auf dem besten Fuße. Eine solche Frau war für mich in dieser traurigen Lage mehr werth wie alle Engel des Himmels. Ich schrieb deßhalb an sie mein rührendstes Gebet und verlangte von ihr, meine Befreiung auszuwirken; widrigenfalls ich mich in die Fluten des touloner Hafens stürzen und mit meinem letzten Gurgelton ihr noch fluchen würde. Ich

wußte nicht, ob sie gerade diese Drohung erschüttern würde, aber ich versprach mir den besten Effekt davon.

Von Lyon aus wurde mein Transport nach dem Süden Frankreichs erschütternd. Er fand etappenmäßig statt und mit den seltsamsten Veränderungen, die sich denken lassen. Bald fuhr ich in einer respektablen Chaise, in der ich mir wie ein über Land kutschirender Doktor vorkam, bald saß ich auf einem elenden Leiterwagen und hinterher ritten die beiden Gensd'armen. Ich war den ganzen Weg über fast immer allein, nur zuweilen kam ich nach dem Tagemarsch in größeren Gefängnissen der Städte mit anderen Gefangenen zusammen. Die Anzahl der Gefängnisse, in denen ich übernächtigen mußte, erhob sich bis zur Höhe von dreißig und lehrte mich die verschiedensten Manieren kennen, mit denen man Leuten in meiner Lage Nachtlager gibt. Bald hätte man annehmen können, ich sei ein verbannter Fürst, dem man alle Rücksichten angedeihen lasse; bald wieder hätte man nach meinem Aufenthalte schließen müssen, ich sei gar kein Mensch, sondern ein transportirter Kettenhund. Heute umfingen mich hohe Burgzimmer in irgendeinem alten Schlosse; da standen noch die alten Eichenmöbel, die Betten waren mit verschossener Seide bezogen, gebleichte Brokatdecken hingen von den Sesseln, und wenn ich aus

dem Erkerfenster in die winterliche Landschaft hinausblickte, so hielt ich mich für einen gefangenen Ritter, der in heißer Fehde seinem Feinde in die Hände gefallen war. Die trefflichen Speisen in diesen Schlössern wurden in altfranzösischen Zinnschüsseln aufgetragen und manchesmal kam es vor, daß der Schloßbesitzer mir mit einer Flasche Burgunder Gesellschaft leistete.

Am anderen Tage empfing mich vielleicht ein Verließ unter der Erde, irgendein zum provisorischen Gefängniß umgewandelter Keller oder Stall, dessen schrecklicher Aufenthalt noch durch die Kost schlechtester Art erhöht wurde, ja, wo warmes Wasser mit Salz und eingebrocktem Brot oft meine einzige Nahrung war. Einer dieser barbarischen Aufenthalte war eine wahre Tortur. Es war ein Verließ tief unter der Erde, natürlich ohne jegliche Spur von Licht noch frischer Luft; dabei war es so niedrig, daß ich nicht aufrechtstehen, sondern während der zwei Tage, die ich unglücklicher Weise in dieser Höhle zubringen mußte, nur liegen oder sitzen konnte. Stroh war keines darin, ein Lager noch weniger; aber von den Felswänden rieselte das Wasser herab und feuchtete den Boden; die Kröten und Ratten amüsirten sich mit mir, und hier machte ich jene bedeutende Erfahrung, daß von allen Thieren doch nur der Mensch am meisten ertragen könne.

Ein Labsal ohne gleichen war es, als ich aus diesem entsetzlichen Cachot auf die prächtige Landstraße von Aix trat. Unstreitig ist diese die schönste der Welt, mit paradiesischem Zauber und immerblühenden Rosen, die im Verein mit dem dort wildwachsenden Rosmarin und Lavendel, der Salbei und Melisse die weiche Luft balsamisch durchduften. Diese liebliche Straße, welche, anstatt nach dem Paradiese, nur nach der ältesten Stadt Frankreichs, Marseille, führt, ist an manchen Stellen wie ein Damm sechs bis fünfzehn Fuß in die Höhe gemauert, bekränzt von reizenden, weißglänzenden Villen, lieblichen Bastiden, von Myrthen und Orangen, Zitronen und Lorbeeren. —

Endlich kam ich in Marseille an und am nächsten Tage ging es weiter nach Toulon; von dort sogleich auf die Fregatte, welche im Hafen vor Anker lag und die Unglücklichen aus Frankreich fort nach der Verbannung in Algier zu tragen bestimmt war. Als ich das Deck bestieg, hatte ich jeden Gedanken auf Begnadigung schwinden lassen; das war eine europäische Idee, die ich nicht mit zur Fregatte hinübernahm, von deren Verdeck ich nun auf lange Zeit dem Welttheil der Zivilisation mein resignirtes Lebewohl zurief.

Gegen zweihundert Franzosen waren bereits auf dem Schiffe; man erwartete noch einen ange-

sagten Transport, um alsdann in See zu stechen. Das gemeinsame, traurige Schicksal hatte alle zu Brüdern gemacht; wir alle bildeten eine einzige Gemeinde, und der französische Charakter, welcher sich von dem Unvermeidlichen so gern die leichteste Seite hervorsucht, trug viel dazu bei, dieser Situation nicht ganz den Trost zu entziehen. Ging einer hin und weinte um sein Geschick, oder stand einer da und seufzte um sein Los, so drückten ihm die Anderen die Hand und richteten ihn wieder auf. Da gab es keine Rohheiten, keine Lästerungen und Schmähreden; man war resignirt, aber man suchte auch seine Lage so angenehm wie möglich zu gestalten. Die Matrosen waren unsere Brüder; die Soldaten theilten ihren Taback mit uns und der Kommandant selber war leutselig und höflich, als spräche er mit Passagieren, nicht mit Deportirten. Die Thürme und Mauern von Toulon lagen vor uns, und wenn der grünliche, mit rosa und blauen Streifen gefärbte Abendhimmel sich darauflegte und der Klang der Glocken über die sanften Wellen daherschwebte, dann standen alle auf dem Deck der Fregatte und horchten und lauschten wehmüthig diesem Abschiedsliede der europäischen Welt.

„O France chérie!“ hauchte dann wohl manche Lippe, und doch war der, der diese Worte sprach, aus seinem geliebten Frankreich gestoßen worden!

Eines Tages wurde ich durch den Kommandanten gerufen und mir eröffnet, daß ich infolge einer telegraphischen Depesche in Freiheit zu setzen sei. Laut jubelte ich auf, als ich diese unvermuthete Wendung meines Geschicks vernahm; ich umarmte im Ueberglück den erfreuten Kommandanten, die Matrosen, alle meine Gefährten, und pries die Güte der Gräfin, die meiner nicht vergessen hatte.

Alle stürzten nun auf mich Glücklichen los. Alle freuten sich mit mir, man drückte mir die Hand zum Glückwunsch, man küßte mich, man weinte und bärtige Männer kämpften mit den Thränen, die hervorquellen wollten.

„Grüß mir mein Weib, Bürger!“ rief der Eine.

„Einen Gruß an meinen Sohn, Bürger!“

„Tröste meine Mutter!“

„Besuche meine Braut!“

Von hundert Lippen erschollen diese Bitten an mich und im Nu hatten die Unglücklichen Adressen und kleine Briefe geschrieben, welche sie mir zur Besorgung in die Hand drückten.

„Adieu! Adieu!“ rief man, als ich in die Barke stieg.

„Adieu, Bürger! Grüße Frankreich von uns!“

O, die armen, lieben Brüder! Sie glaubten nicht, daß meine Freilassung zugleich die Expulsa-

tion aus Frankreich bedingte und daß ich deßhalb ihre Weiber und Kinder, ihre Mütter und Geliebten nicht grüßen konnte, wie ich es so gern gethan hätte!

Die Barke fuhr schnell durch den Wasserspiegel. Die Zweihundert, welche unglücklicher wie ich, nach Algier deportirt werden sollten, standen auf dem Deck der Fregatte und schauten mir nach.

Sie winkten noch lange mit ihren Tüchern; ich grüßte sie wieder, aber ich weinte dabei!

11.

Die Flüchtlinge.

Expulsé. — Ohne Ruh, ohne Rast. — Noth und Elend. — Von Nizza bis Haag. — Das unanständige London. — Deutsche Brüder und Republikaner. — Die französische Emigration. — Die erwartete Revolution. — Nondum meridies. — Republikanische Misère. — Die Assoziation. — Schwarzer Kafé. — Politische Spaltung. — Das Flüchtlingsbegräbniß. — Louis Blanc. — Felix Pyat. — Ledru Rollin. — Déjaque. — Proskriptionspoesie. — Die deutsche Emigration. — Harro Harring. — Die drei Rosen aus Seestädt. — Kinkel. — Freiligrath. — Kinkel's Gattin. — Eine verbannte Baronesse. — Die Auswanderung der Flüchtlinge. — Guten Tag, Schulmeister!

Da mir der fernere Aufenthalt in Frankreich nicht gestattet war, so ließ ich meinen Paß zuerst nach Nizza visiren. O dieser unglückliche französische Paß! Man hatte meiner Person darin den Charakter eines Expulsé beigezeichnet, und dieß sollte eine Quelle von Leiden für mich werden, die mich zum jämmerlichsten Bilde menschlicher Noth herabbrachten.

Kaum war ich in Nizza angekommen, als man mich auch schon belehrte, daß einem Expulsé der

Aufenthalt in dem italischen Staate nicht gestattet werden könne; ich reiste demnach schnell über Mailand nach der Schweiz. In Lokarno am Lago maggiore, Kanton Tessin, zuckte man die Achseln, als ich die Absicht kundgab, dort meine Residenz aufzuschlagen; in Genf, wohin ich mich darauf wandte, duldete man mich gar nicht, und in Basel versicherte man mir, daß die französische Regierung nur sehr ungern die von ihr Verwiesenen in der Schweiz sich aufhalten sehen würde und daß ich deßhalb nicht mein Asyl in einem Staate finden könne, der aller Vorsicht benöthige. Alle diese zermalmenden Eröffnungen bewirkten die furchtbaren Worte: ‚expulsé de France', welche auf meinem Passe standen.

Resignirt ergab ich mich in mein Schicksal und beschloß, da nichts übrigblieb, wieder in Deutschland einzutreten. Kaum daß mir gestattet wurde, durch Baiern zu reisen.

Endlich war ich auf preußischem Boden und glaubte nun ruhiger sein zu dürfen. Aber hier erst sollte ich die bittersten Erfahrungen machen. Man nahm mir meinen Paß ab und machte Miene, mich nach meiner Heimatstadt zu transportiren; diesem schmachvollen Schicksale zu entgehen blieb mir nichts übrig, als mich heimlich aus der Stadt zu entfernen und so schnell wie möglich diese Art der deut-

schen Gastfreundschaft zu fliehen. Ohne Paß und Geld, in einer durch die letzten Strapazen bis aufs elendeste reduzirten Garderobe, wanderte ich durch die Gebirge, welche sich längs der Saar bis nach Trier hinziehen. Die unfreundlichen und hartherzigen Bauern jener Gegend verweigerten mir das Stückchen Brot, um welches ich sie in meiner Noth bitten mußte, und noch viel mehr eine Schlafstelle in ihren Scheunen, wenn ich Abends sie anflehte, mich während der Nacht zu beherbergen. Sie waren sogar so bösartig, daß sie mich anzeigen wollten, und so litt es schon meine Angst nicht, noch einmal von ihnen ein Nachtlager oder Brot zu erbitten.

Ohne Nahrung und von ewiger Angst gefoltert, schleppte ich mich mit meinen wunden und nackten Füßen durch die rauhen Gebirgswege. Ohnmächtig fiel ich oft auf das dürre Laub nieder und schlummerte ein, bis die empfindliche Nachtkälte mich wieder erweckte und zu neuem Marsche trieb. Aber dann waren Füße und Kniee so geschwollen, daß ich nicht zu gehen vermochte, sondern, fast zusammengekauert, mich langsam fortschlich, bis ich wiederum erschöpft zu Boden sank.

Endlich erreichte ich Trier. Bei einem Freunde, früheren Theilnehmer an der trierschen Zeitung, konnte ich mich ruhen und von der furchtbaren Er-

mattung erholen, in die mich ewige Angst, Frost, Marsch und dreitägiger Hunger versetzt hatten. Von dem braven Manne mit Kleidern, Wäsche und Geld versehen, marschirte ich zwei Tage später wieder aus Trier, um womöglich noch an demselben Tage den preußischen Staat zu verlassen und Belgien zu erreichen. Ich nehme Abstand, trotz des Interessanten, welches eine solche Erzählung bieten würde, die Gefahren dieses Marsches zu schildern, aus denen mich nur das Mitleid der luxemburger Gensd'armen riß, welche, anstatt mich anzuhalten, vielmehr meine Reise begünstigten. Die Leute waren so empört über Napoleon, daß sie es für ein Verbrechen ansahen, jemandem Leiden zuzufügen, der von ihm geschlagen worden war.

Von Arlon, in Belgien, war die Gefahr auf der Landstraße nicht mehr zu fürchten. Ruhiger und hoffnungsvoller durchstreifte ich das südliche Belgien, die wilden Schieferklüfte der Ardennen, die reichen Dörfer und Auen, bis Lüttich, wo ich endlich Ruhe zu finden glaubte. Edle Gönner nahmen sich meiner auch sogleich an und verschafften mir eine Stellung; in demselben Augenblick jedoch, wo ich sie antreten wollte, entlud sich wieder der unglückliche Fluch, der mich von Toulon aus verfolgte, und trotz der größten Anstrengungen der einflußreichsten Bürger Lüttichs mußte ich Belgien ver-

lassen. Noch einmal hoffte ich in Holland auf ein Asyl; aber vergeblich. So schiffte ich mich denn verzweifelt, entmuthigt und niedergedrückt nach England ein.

London ist doch wirklich eine höchst unanständige Stadt. Nicht allein ist sie unanständig groß, lang, neblig, bevölkert und langweilig, sondern ihre unanständigste Eigenschaft ist, daß jedermann sans façon einwandern darf, ohne, wie auf dem anständigen Kontinent, zuerst seine polizeiliche Kontremarke abzugeben. Ich läugne es nicht, daß ich dankbar dafür war, endlich eine Stadt gefunden zu haben, in der ich ruhig leben durfte; doch was soll man von der Anständigkeit dieser Residenz denken, welche mich ohne weiteres gastlich empfing, nachdem mich mehr als ein Dutzend Länder nicht haben wollte, und welche alle diejenigen aufnahm, die andere Länder ausgewiesen hatten? Ganz gewiß ist London eine sehr unanständige Stadt. Ich war aus Frankreich expulsirt; dann aus Italien ermittirt; aus der Lombardei, Tessin, Genf, Basel und der freien Schweiz wieder expulsirt; aus Rheinpreußen exerzirt; endlich aus Luxemburg, Belgien und Holland ex: — in London allein war ich niemandem im Wege, und man wird es verzeihlich finden, wenn ich darüber noch meine Glossen machte.

Die Metropole der Welt hatte sich meiner Gunst schon nicht zur Zeit der großen Industrie-Ausstel-

lung zu erfreuen gehabt, trotzdem ich damals im Vollgenusse sehr anständiger Guineen war und dieselben damals auf fashionable Weise für englischen Comfort verausgabte. Jetzt, nachdem ich von dem Land, wo die Zitronen blühen, bis zu dem, wo der Plumpudding zu Hause ist, förmlich hingequetscht war, wo ich ohne den nervus rerum, das satanische Geld, von dem Steamer stieg und auch keinerlei Empfehlungsschreiben an irgendeinen Rockney besaß, jetzt packte mich ein grauenhaftes Entsetzen vor dieser Stadt und ich betrat mit unbeschreiblicher Angst und Verzweiflung das Pflaster der londoner Straßen.

Instinktartig hielt ich mich von meinen deutschen Landsleuten fern. Es ist traurig, aber sehr weise, wenn man lieber die Freundschaft und Brüderlichkeit von Hottentotten sucht, als die seiner Brüder aus Deutschland im Auslande. Gewissermaßen verfolgte ich hiermit auch eine gute Idee: ich wollte nicht in Versuchung geführt werden, meine Illusionen über das heilige Deutschland, schneller als nothwendig war, wie bunte Seifenblasen zerplatzen zu sehen. Was hat man denn noch schöneres, und gar als Deutscher, als den holden Betrug der Illusionen? Die deutschen Flüchtlinge, welche ich schon bei meiner ersten Anwesenheit in London kennen zu lernen Gelegenheit fand, boten ein sehr trauriges

Bild ohnmächtiger Revolutionspläne, deutscher Zerrissenheit und Verkommenheit sittlicher Ideen. Der größte Theil der in London residirenden deutschen Flüchtlinge entbehrte der Tugend edlerer Gesinnungen, stellte persönliche Vortheile über die des Staates und bewegte sich in einer Exzentrizität, welche um so bemitleidenswerther war, als sie, ohnmächtig und mit hölzernem Säbel, sich mit der Miene großer Vaterlandsliebe geberdete. Ich habe manchmal im schärtner'schen Kaféhause, oder bei Gehringer, diese exaltirten Männer unter der Aegide Willich's, Mayen's und anderer beim dicken Porter und die kurze Thonpfeife rauchend über die Zukunft der deutschen Republik nach ihren Ideen, debattiren hören. War ich bisher über diesen Gedanken noch in Zweifel gewesen, so viel lernte ich hier, daß mir die Zukunft Deutschlands unter der Herrschaft dieser maßlosen Fanatiker fürchterlich klar wurde.

Ueberdieß war ich durch meine französische Leidensgeschichte auch viel eher den Franzosen zugewiesen. Viele der in London lebenden Refugiés kannte ich von früherher und aus besseren Tagen, wo der Eine in der Deputirtenkammer, der Andere in der Regierung, manche in den Bureaux der Journale oder irgendwo anders gesessen hatten. Die lieben Freunde darunter hießen mich herzlich willkommen, und gern nahm ich ihr Anerbieten an,

rücksichtlich meiner entblößten Lage, in das, durch die Noth unter den Flüchtlingen von ihnen selber errichtete, Phalanstère einzutreten.

Die französische Emigration bot gegen die deutsche schon durch das innige gemeinsame Band, welches alle zu einer Gesellschaft vereinte, einen trostreicheren Anblick dar. Zu der Zeit, als ich in ihre brüderliche Genossenschaft trat, war sie noch stark in Einigkeit, reich an Mitteln und an Hoffnungen, welche letzteren sich sogar einer baldigen Verwirklichung zu schmeicheln wagten. Mit Louis Napoleon schien es im Anfange des Jahres 1852 noch keinesweges sehr gut zu stehen; seine Stellung flößte kein Vertrauen ein, seine Zukunft noch viel weniger; allgemein glaubte man, daß seine Herrschaft ein jähes Ende nehmen werde, und sah einem solchen an jedem Tage gespannt entgegen.

Besonders stark hegte man in den weitesten Kreisen diese Befürchtung im Monat Mai. Man vermuthete allgemein mit Sicherheit, daß in diesem Monate, wo nach der Verfassung von 1848 gesetzlich die Präsidentschaft Louis Napoleon's zu Ende ging, und wo ein neues Staatsoberhaupt der Republik erwählt werden sollte, eine neue Revolution in Frankreich ausbrechen würde. Zwar hatte Louis Napoleon durch den Dezemberstreich diese Verfassung beseitigt, hatte andere Staatsgrundsätze inzwischen

oktroyirt, und es war anzunehmen, daß er jetzt nicht minder entschlossen sei, jede Bewegung gegen seine Diktatur mit Gewalt zu unterdrücken; aber man bezweifelte dießmal einen Erfolg und hielt die Macht Napoleon's keineswegs für so gesichert, um nicht dem erwarteten Aufstande gänzlich zu unterliegen.

Hierauf hatte die französische Emigration ihre größte Hoffnung gesetzt und alle Nachrichten aus Frankreich schienen eine Erfüllung derselben annehmen zu lassen. Das Komité der Flüchtlinge stand in zahlreichen Verbingungen mit den Republikanern in Frankreich und hatte alle Vorbereitungen getroffen, im günstigen Augenblicke handelnd aufzutreten.

Eine Invasion in Frankreich war der kühne Plan, der entworfen worden, und bei einer in Paris sich kundgebenden Bewegung hätte derselbe auch von einer entschlossenen Menge, die sich auf mehr denn dreitausend Köpfe belaufen haben würde, seine Ausführung erfahren. Alles erwartete den Augenblick zum Einschiffen. Ledru-Rollin, welcher von Hause aus ein sehr bedeutendes Vermögen besitzt, hielt um diese Zeit Tag und Nacht einen stets geheizten Dampfer bereit, der ihn bei der ersten Nachricht von einem Aufstande in Paris über den Kanal nach Frankreich führen sollte. Dieß sollte das Signal für die Uebrigen sein, die auf einen Wink Ledru-Rollin's eingeschifft worden wären.

*

Indessen verstrich der erwartete Moment, ohne daß sich nur eine Spur von Bewegung in Paris zeigte; jeder Tag ließ neue Hoffnung dafür aufkommen; aber jeder Abend zerstörte sie wieder. Frankreich war still und ruhig wie ein Kirchhof, und die Emigration sah sich bitter in ihrer festesten Hoffnung getäuscht. Bald war auch der Trost, der in dem nondum meridies-Spruche liegt, vorüber und der Plan einer Invasion vorläufig aufgehoben.

Die armen Teufel der französischen Flüchtlinge fütterten nun trostloser ihre sozialistische Existenz mit dem ihnen von der Gesellschaft gegebenen Mitteln. Bekanntlich leben Republikaner schon aus Grundsatz sehr einfach, um stets nüchtern zu bleiben, und es war natürlich, daß wir arme Teufel auch die große Tugend unserer Mäßigkeit priesen, um so mehr, als wir mit dem besten Willen dieselbe keinerlei von Versuchungen auszusetzen vermocht hätten. Durch die Beiträge begüterter Exilirten und durch bedeutende, in Frankreich von den Republikanern, aufgebrachte Gelder, kam damals noch während jeder Woche eine so große Summe zusammen, daß jedem der gänzlich Hilflosen eine wöchentliche Unterstützung von vier Schillingen gezahlt werden konnte. Da vielleicht hundert und fünfzig und noch mehr einer solchen bedürftig waren, so repräsentirte dieß schon eine bedeutende, nicht immer zu beschaffende Summe.

Nun muß man aber bedenken, daß eine Summe von vier Schillingen in London etwa soviel darstellt, als ein Kapital von vier hessischen Zweigroschenstücken in Berlin. Bei den theuren Lebensmitteln und ohne andere, kaum zu ermöglichende, Einnahmen mit diesen vier Schillingen in London sieben Tage lang leben zu können, ist ein Problem, welches man mit großer Anstrengung höchstens zur Hälfte zu lösen vermag, das heißt, sieben Tage lang halb zu hungern und sich halb satt zu essen.

Die Assoziation, dieses echt französische Kind, bot solchen Umständen einzig und allein ein Mittel zur Milderung der Noth.

Wir hatten uns unserer Zehn assoziirt und bewohnten zusammen ein gewöhnliches zweifenstriges Zimmer am Sohosquare. Dieses Zimmer, für welches eine wöchentliche Miethe von fünf Schillingen gezahlt wurde, enthielt nichts als die zehn Matratzen, welche das Flüchtlingskomité uns gegeben hatte und die nebeneinander auf dem Fußboden lagen, wenn wir schliefen, und in die Höhe gerichtet wurden, wenn wir aufstanden. Sonst existirten in dem Assoziationszimmer nur eine Anzahl Haken, an denen die Kleider hingen, einige Töpfe, Näpfe und Holzkisten, die zugleich Tisch und Stühle ersetzten.

Wir brüderliche Decemvirn, mit langen Bärten und der Toga der Misére, repräsentirten ein Wo-

chenkapital von vierzig Schillingen: zehn Seelen und zwei Pfund — Sterling! Diese bare Summe löste sich theils durch den Miethzins, theils durch das Beschaffen der zum Kochen nothwendigen Steinkohlen, theils durch die tägliche Nahrung auf. Republikaner verstehen zu sterben, wie viel mehr sollten sie nicht mit erhabener Einfachheit zu leben verstehen! Wird wohl jemand an dieser erhabenen Einfachheit zweifeln, wenn man zur täglichen Nahrung Monate lang nur schwarzen Kafé und Weizenbrot nimmt? — Wir zehn Männer der Assoziation schwelgten für dunkelbraunen bitteren Kafé; des Morgens tranken wir schwarzen Kafé und aßen dazu trockenes Brot; des Mittags aßen wir Brot und tranken schwarzen Kafé; des Abends aber tranken wir wieder schwarzen Kafé und aßen trockenes Brot. O du grundgütiger Vater aller Menschen, der Royalisten sowohl wie der bösesten Republikaner! Toujours perdrix hat Grenadiere in Aufruhr gebracht und das läßt sich auch erklären; aber immer Kafé und Brot ...!!

Das Ausüben einer strengen republikanischen Tugend erschütterte indessen keineswegs unsre brüderliche Einträchtigkeit. Der Franzose, mehr wie jeder andere, ist stolz und muthig im Unglück wie im Entbehren und vermag den hohlwangigen Eurynnien die jovialsten Grimassen zu schneiden. So trugen wir auch dieß bittre Kaféschicksal mit

mehr Annehmlichkeit, als bei der Kasteiung des Magens anzunehmen sein sollte.

Nicht so einig und einträchtig war man jedoch im Schooße der Gesellschaft selber; politische Uneinigkeit hatte dieselbe in zwei große Parteien gespalten. Es gab eine Rechte und eine Linke, obgleich doch alle sammt und sonders sehr links waren; aber dieß beweist, was Bossuet schon sagte, daß jedes Ding zwei Seiten habe. Auf der einen Seite stand Ledru-Rollin mit seinem Anhang, auf der anderen Louis Blanc; die übrigen Chefs der Emigration, wie Felix Pyat, Cournet, Martin, Besson, Casabianca und andere, hatten sich entweder zu Partisanen eines oder des anderen der Hauptchefs erklärt, oder trachteten darnach, beide wiederum zu vereinigen.

Nichtsdestoweniger wurde der Bruch der société democratique-sociale des réfugiés français von Tag zu Tage bedenklicher und allgemein empfand man das Drohende der Situation. In diesem kritischen Moment starb einer der Flüchtlinge vor Elend, und dieß Ereigniß vereinte vorläufig beide Parteien. Als eine Manifestation dieser wiederhergestellten Eintracht der Gesellschaft sollte das Begräbniß des Gestorbenen dienen. Paarweise, mit einer mächtigen rothen Fahne, deren goldene Inschrift die

Devise der sozialen Republik enthielt, an der Spitze, folgte dem Sarge die unabsehbar lange Kette fast aller französischen Flüchtlinge, denen sich Italiener, Deutsche, Ungarn und Engländer in ansehnlicher Anzahl angeschlossen hatten. Der Zug machte ein großartiges Aufsehen in der Stadt, da er durch die Hauptstraßen von Westend ging. Viele Reden wurden an der Gruft gehalten, welche alle bestätigten, daß der aufgekeimte Zwiespalt ausgerottet und mit der Leiche des Kameraden in die Gruft geworfen sei. Auch Louis Blanc hielt bei dieser Gelegenheit eine versöhnliche Rede zur Feier der demokratischen Republik. Die Macht der Sprache, welche dieser kleine, zierliche, noch heute mädchenhaftschön zu nennende Mann besitzt, hat etwas dämonisches und überwältigendes. Weniger die gesunde Logik, als die Glut und hinreißende Kraft der Worte haben ihn zum Cicero der Sozialisten gemacht; die Pupille seines Auges, welches sonst sanft blickt, wird immer größer, je mehr er spricht, und ähnelt in gesteigerter Leidenschaft der Rede einem funkensprühenden Feuerball; die weißen Zähne glänzen dann hinter den feingeschnittenen Lippen hindurch; die zierliche Hand gestikulirt mit aristokratischer Noblesse; doch, was er auch spricht, selbst unter den wilden Fanfaren seiner Worte klingt wie ein seltsamer Kontrast eine feine Harmonie poetischer Gedanken hindurch.

In der Eleganz der äußeren Erscheinung ähnelt ihm vielfach Felix Pyat, nur hat er nicht das Mädchenhaftzierliche des Verfassers der ‚Geschichte der zehn Jahre‘ und der ‚französischen Revolution‘, ein Werk, dessen letztere Theile immer mehr den ruhigeren und praktischeren Geist verrathen, den Louis Blanc in der Atmosphäre Englands athmet. Felix Pyat ist ein Kavalier mit allem Anstand eines Aristokraten; der volle braune Bart, die langen, wohlgepflegten Haare, die scharfen, aber angenehmen Züge des Gesichts, verleihen diesem ein Gemisch von Energie und Sanftmuth, von männlicher Anmuth und leidenschaftlicher Erregung. Das immer blitzende Auge rollt bei der Rede fast dämonisch unter den Augenbrauen; seine Worte suchen nach Effekt, um oftmals dadurch die Bizarrerie und maßlose Ausschweifung seiner Gedanken zu verschleiern. Der Anblick dieses Mannes, wenn er mit dem sonoren Klang seiner Stimme die politische Erregung seines Innern aussprach und der Haß seine Züge verwilderte, machte stets auf mich einen wehmüthigen Eindruck. Denn durch die Fechtstunden, welche Pyat in London gibt, um sein Leben zu fristen, und mehr noch durch den Fanatismus seiner politischen Leidenschaft, ist dieß glänzende Talent, welches so kräftig und schön aus seinen Stücken ‚Diogenes‘ und ‚der Lumpensammler von Paris‘ her-

vorleuchtet, verwelkt und vergiftet worden. Ein Aufopfern seines Talentes und seiner Poesie wegen einer unfruchtbaren politischen Leidenschaft ist das Bedauernswertheste, was einem Manne begegnen kann; denn er nützt dann sich und andern nichts mehr.

Auch Ledru-Rollin war bei dieser denkwürdigen Beerdigung anwesend. Unstreitig ist dieser wohlhabende und durch seine riesige Gestalt imponirende Mann der hervorragendste unter allen französischen Flüchtlingen, ja unter allen Sozialisten. Er hat eine feste, klare und vernünftige Idee, die ihn wohl mit Leidenschaft beherrscht, aber die er stets politisch zu regeln weiß. Er hat ihr einen großen Theil seines Vermögens geopfert; er ist sich ihrer in vollem Grade bewußt und mehr als die Gewalt seiner Worte betäubt die Logik seiner Gedanken, die wie Kolbenstöße einschlagen. Sein ganzes Benehmen zeugt von Muth, Energie, apodiktischer Entschlossenheit, Ueberzeugung und Berücksichtigung der gesunden Vernunft.

Joseph Déjaque erwähne ich deßhalb, weil er der Dichter der Emigration war, ein armer, sanfter, still vor sich hinschwärmender Teufel mit langem Lockenhaar und fast elegischer Physiognomie. Der Unglückliche widmete sein Talent der undankbarsten aller Musen, der politischen, und nährte sich davon, indem er seine politisch-schwär-

merischen, republikanisch-exaltirten Gedichte, die mehr Rhetorik als Poesie enthielten, auf Papier metallographirte und jedes Blättchen für einen Penny an seine Leidensgefährten verkaufte. Hatte man einen Penny übrig, so kaufte man gern dem armen Poeten der Emigration ein Gedicht ab. Als ein interessantes Kuriosum theile ich eins dieser Gedichte hier mit, welches Déjaque bei Gelegenheit der mitgetheilten Beerdigung des Flüchtlings verfaßt und an die Proskribirten verkauft hatte:

Vers recités le 24 Juin, 1852, sur la tombe d'un Proscrit.

Alors, comme aujourd'hui,
En Juin quarante-huit,
C'était jour d'hécatombe.
Alors, au cliquetis
Des sabres, des fusils,
Au bruit sourd de la bombe,
Sous un lit de pavés,
Pour bien des réprouvés
S'entr'ouvrait une tombe.
Aujourd'hui, comme alors, devant le Réacteur,
Un des nôtres, frappé par le plomb des tortures,
— Tortures de la chair et tortures du cœur,
Mortelles meurtrissures! —
Un des nôtres, — mâchant le désespoir subtil,
Ainsi qu'une amère cartouche,

Est tombé mutilé sur la sanglante couche
Aux barricades de l'exil!
Aujourd'hui comme alors, assasins et victimes
Se trouvent en présence........ Enseignements sublimes!
Ceux qui nous proscrivaient à leur tour sont proscrits.
Le glaive à deux tranchants de la force brutale,
Dont ils frappaient le droit soulevé dans Paris,
Ce glaive s'est contre nous, dans une main rivale,
A la fin retourné.
C'est que toujours le crime est un appel au crime.
Le coup d'état de Juin, ce Vampire anonyme,
En vous Tribuns, en vous, Bourgeois s'est incarné;
Et décembre n'en est que l'enfant legitime!....
Ex-Bravi de l'autorité,
Frappez vous la poitrine et, devant cette bière,
Qu'amendant le passé, le présent vous éclaire.
Il n'est qu'un talisman pour tous: la Liberté! ....

Joseph Déjacque.

Während die französische Emigration, trotz einzelner Differenzen in ihrem Schooße, doch im allgemeinen ein Bild der Einigkeit bot und, fern der Muttererde, den Charakter einer einzigen und einigen Nation repräsentirte, zeigte die Zerfahrenheit der deutschen Proskription, ihre gegenseitige Fremdheit, das Mißtrauen eines gegen den andern und die Herrschsucht einzelner, welche ohne Rücksicht auf das Wohl ihrer allgemeinen Interessen war, ein getreues, leidiges Bild des deutschen Kleinstaaten-

charakters. Es ist ein Fluch auf der deutschen Nationalität; das deutsche Volk ist eine Nation feindlicher Brüder, und hört man nicht die deutsche Einigkeit preisen, wenn ein Zecherkreis beim Bier und Taback die Comercelieder singt, so glaubt kein Mensch daran. Man setze einige dreißig Menschen auf eine wüste Insel im Ozean, und sie werden ihre traurige Lage durch Eintracht und Brüderlichkeit zu mildern suchen; sind diese dreißig Menschen aber Deutsche, so werden sie sich gewiß das Leben noch schwerer durch Kabalen, Herrschsucht und Anfeindung zu machen suchen: die Milch der deutschen Ammen ist natürliches Fleisch geworden!

Mehr Absicht als Zufall führte mich mit Harro Harring zusammen, dessen Bruder ich in Seestädt kennen gelernt und der mir so vieles von diesem leidenschaftlichen Geiste erzählt hatte. Er lebte gänzlich isolirt von den Deutschen, kaum daß die Flüchtlinge ihn, der doch vor zwanzig Jahren der berüchtigtste Demagoge war, dem Namen nach gekannt haben. Freilich hatte Harro Harring sich schon lange überlebt, der Fanatismus hat keine Dauer, noch viel weniger Anhänger. Auch besaß er in seinem Benehmen nichts einnehmendes und sein Aeußeres, welches nüchtern, gedrungen und manierirt war, würde niemals die Volksmassen mit Vertrauen erfüllt haben. Er war ein mißtrauischer Mensch,

dem man es freilich wegen seiner bitteren Erfahrungen zugute halten mußte; er haßte die deutschen Flüchtlinge fast und schien überhaupt seine deutsche Natur gänzlich abgestreift zu haben. Gleichwohl war er aber ein wilder Geist und grundsätzlicher Revolutionär geblieben; er war der Freund Mazzini's, den er häufig besuchte und mit dem er ewig Pläne für die Zukunft schmiedete. Eine gewisse Leidenschaft für Polens Wiederbefreiung beherrschte aber alle seine politischen Exzentrizitäten; er galt nicht allein für einen Führer der polnischen Emigration, sondern war auch ein spezieller Freund Lord Dudley Stuart's, des berühmten, im Jahre 1854 verstorbenen Polenmäcen, der auch seiner Existenz Mittel gegeben hatte.

Von ihm erfuhr ich, daß der brave seestädter Pastor im Frühjahre 1852 gestorben sei. Harro war sichtlich niedergedrückt von dem Tode seines Bruders, der ihm auch manche Unterstützung hatte zufließen lassen. Ueberdieß mußte ihn die erwartete Ankunft der drei nun verwaisten Pastorstöchter aus Seestädt mit schweren Sorgen erfüllen. Die drei Rosen aus Seestädt, welche sich auf dem Wege nach England befanden, waren freilich sehr hübsch und hätten dem Onkel unter anderen Umständen gewiß viel Freude verursacht; aber drei solcher heiratsfähigen Mädchen sind denn doch für einen armen Flücht-

ling eine noch fürchterlichere Last, als für eine, nach Schwiegersöhnen sich sehnende Mutter.

Auch Gottfried Kinkel lebte sehr isolirt und ganz seinen deutschen Landsleuten entfremdet. Der liebenswürdige rheinische Dichter schien nach den grausamen Erfahrungen, die er durch seine Betheiligung an dem badenschen Aufstand im Gefängnisse gemacht, jeder politischen Agitation und demagogischen Betheiligung vollständig entsagt zu haben; ebenso wie Freiligrath, der, am Tage in seinem Bureau der Cité, des Abends im Kreise seiner liebenswürdigen Gattin und einiger Freunde, ein stilles, aller Politik fremdes Leben führte. Das Exil hatte beide von einem Wahn geheilt, der für Dichternaturen gerade am unheilvollsten ist und nur zu oft das Saitenspiel ihrer Leyern verstimmt und den Gesang der Poesie ihnen verhäßlicht oder gar verleidet. Es liegt kein Trost in der politischen Leidenschaft und noch viel weniger in den Akkorden, welche sie heftig der poetischen Leyer entreißt; vergällt durch dieses Resultat, gestehen nur selten die Dichternaturen ihre Verirrung ein und kehren noch seltener zu dem Kultus der keuschen Muse zurück, welche so viel Trost im Leiden und so viel Harmonie der Freuden bietet. Wir wollen nicht hoffen, daß zwei deutsche Dichter, so reich begabt, in bitterer Verstimmung oder in gelähmtem Muth ihre

holden Leyern stumm an der Wand hängen lassen werden!

Kinkel bewohnte eine kleine Villa, fast am Ende Londons und in jenem aristokratischen Stadttheil, der sich hinter Regentspark mit seinen von kleinen Gärten umschlossenen eleganten Cottages ausdehnt. Der seiner Haft durch Karl Schurz so wunderbar befreite Dichter hatte sich nach seiner Flucht zuerst nach Nordamerika begeben und dort von den Sympathien sich huldigen lassen, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden. Der praktische Sinn der Nordamerikaner begnügte sich jedoch nicht mit diesen leeren Huldigungen, den Zeichen einer momentanen Begeisterung, sondern übergab dem gefeierten Flüchtlinge eine von seinen Freunden gesammelte Summe als soliden Ausdruck dieser Sympathie. Mit dieser Summe, welche sich auf achtzigtausend Dollars erheben sollte, die aber in Wirklichkeit und nach Kinkel's Auslassung, kaum die Hälfte beträgt, verließ der in seiner Zukunft gesicherte Flüchtling Nordamerika und ließ sich in London nieder.

Im Jahre 1852, wo ich ihn kennenlernte, beschäftigte sich Kinkel ausschließlich mit dem Studium der englischen Sprache, um späterhin, wie er es denn auch ausgeführt hat, Vorlesungen halten zu können. Seine liebenswürdige, durch ihren Geist wie durch ihre, mit dem Gatten wetteifernde, poe-

tische Begabung hervorragende Gattin gab in der haute volée Londons Musikunterricht und bildete gewissermaßen die Seele eines kleinen, aber eleganten Zirkels, der sich an manchen Tagen in der Villa Kinkel's zu versammeln pflegte. Die Frau Kinkel's und damit ihr Gatte wurden vornehmlich durch die Baronesse von B..... in jene Kreise der londoner Aristokratie eingeführt, welche stets nur mit sehr großen Schwierigkeiten zugänglich für einen Fremden sind und die sich zu jener Zeit gegen das Proskriptionselement mehr denn früher abgeschlossen hielten. Die Baronesse selber hatte sich durch ihre politische Freisinnigkeit in den Revolutionsjahren genugsam bemerkbar gemacht, um ihre Verweisung aus dem Lande zu erklären. Wenn ich nicht irre, war sie aus Litthauen und hatte die russische Regierung einen Theil ihrer Güter konfiszirt. Dennoch war sie in so wohlhabenden Umständen, um ein gutes Haus in London führen zu können und hilfsbedürftigen Flüchtlingen reichliche Unterstützungen zufließen zu lassen. Der Gemal der liebenswürdigen und von gewissen aristokratischen Kreisen Londons ausgezeichneten, Verbannten, mochte entweder die politische Meinung seiner Frau nicht theilen oder für eine solche ganz indifferent sein; mindestens ertrug er aus Liebe zu seiner jungen und schönen Gemalin das Loos der Verbannung mit

aller Sorglosigkeit und hatte sich auch gewöhnt, ziemlich genau mit dem Willen und den Ansichten der Baronesse zu harmoniren.

Die englische Regierung mochte indessen den starken Konflux so vieler Flüchtlinge aus allen Ländern mit einiger Besorgniß beobachten, um so mehr, als sich die Mehrzahl derselben kaum zu ernähren vermochte und ein so bedeutendes, von Leidenschaften beherrschtes, Proletariat mancherlei Gefahren enthielt. Um sich mit Humanität und höflicher Manier von der Uebermenge dieser Hilflosen und Darbenden zu befreien, entschloß sich die englische Regierung, dieselben nach Amerika überzusiedeln. Sie ließ infolge dessen im Sommer 1852 in den verschiedenen Versammlungsorten der Proskribirten und bei den Komités der Flüchtlingsgesellschaften bekanntmachen, daß jedem, der gesonnen sei, nach Amerika zu gehen, die freie Ueberfahrt, Beköstigung, die nothwendige Kleidung und, als erstes Subsistenzmittel in New-York, zwei Pfund Sterling gegeben werden würde.

Natürlich nahmen Hunderte von Flüchtlingen, besonders Deutsche, ein solches Anerbieten mit Freuden an, da ihnen in London fast jede Hoffnung auf Existenz mangelte. Allwöchentlich segelte denn ein großes Auswanderungsschiff mit Flüchtlingen aus der Themse, um die mit neuer, wenn auch un-

bestimmter Hoffnung Beseelten nach dem Eldorado der Freiheit zu führen, wo das Hungern oder das Arbeiten viel schöner ist, als in den zivilisirten Staaten Europa's.

Auch ich war nahe daran, diese schmachvolle Zivilisation zu verlassen, nach Rousseau's Grundsätzen in die natürlichen Urwälder zu fliehen und wie Chateaubriand mit den Indianern Amerika's zu essen, zu wandern, zu jagen und Tabak zu rauchen, mit ihnen ein seliges Troglodytenleben zu führen und von ihren rothen Jungfrauen mich lieben und küssen zu lassen. Mein Geschmack an diesem Naturzustande hatte jedoch plötzlich ein Ende, als ich durch die Güte eines englischen Geistlichen, die alles durch ihre Empfehlung in England vermögen, eine Stelle als Schulmeister in einer little boy-scool erhielt.

So wurde ich mit einemmale Schulmeister, was ich mir im Leben nicht hätte einfallen lassen. In der Glückseligkeit dieses respektablen Amtes hätte ich manchmal die Krämpfe bekommen, wenn dergleichen Kundgebungen nicht gegen den englischen Anstand gewesen wären. Doch so viel weiß ich, daß die Schulmeisterei weit über den Naturzustand geht!

---

*

12.

Eine romantische Geschichte.

Threeanglehouse. — Seine Bewohner. — Hauslehrerleiden. — Die Seefahrt. — Der Sturm. — Seekrankheit. — Eine Sünde. — Der Nothschuß. — Die Rettung. — Liebesgeständniß. — Der Lord. — Die Werbung. — Abgefallen. — Die sterbende Romantik. — Verzweiflung. — Der Abschiedsbrief. — Farewell mit hundert Pfund.

Hoch pries ich die Göttin aller Schulmeister, nachdem ich von Lord H..... zum Hauslehrer seiner drei vollblütigen Kinder erwählt worden war. Meine kühnsten Wünsche sah ich erfüllt; die Tage der Flüchtlingsmisère waren vorüber und ein respektables Amt hatte mich aus dem Nichts des londoner Lebens erlöst.

Undankbar, sehr undankbar zeigte ich mich gegen dieses Glück! Ich fing bald an die Göttin zu schmähen und mit derselben Galle sie zu verdammen, wie es andere Lehrernaturen des Kontinents thun, wenn sie unter dem Glück ihres gebenedeiten Amtes erliegen.

Lord H..... pflegte, sobald die Parlamentssaison zu Ende war, sein altehrwürdiges Schloß in der Grafschaft Mercia zu bewohnen. Das Castle lag einige Meilen von Worcester, in einer sehr lieblichen, ebenen Gegend. Die Nebel waren selten und beschränkten nicht die Aussicht auf kleine, einfache Cottages, auf das grüne, saftige Gras weiter Wiesen, auf denen buntgefleckte Kühe weideten, oder auf die Felder, wo große, kräftige Bauern in Gamaschen und Zylinderhut mit dem Pflug die Erde furchten. Wie ein Silberband schlängelte sich in der Ferne die Severn, hinter deren Ufer sanfte Hügelreihen sich erhoben, die sich dann am weiten Horizont in einer bräunlichen Luft verloren.

Das Schloß des Lords, gemeinhin von den Landleuten wegen seines eigenthümlichen, aus drei Flügeln bestehenden, Baues Threeangle-house genannt, trug noch manches charakteristische aus der Zeit Karl II., wo es erbaut worden war und welches Walter Scott in seinen Romanen so detaillirt zu schildern liebte. Alte Ulmen und Buchen mit breiten Blätterkronen verbargen halb den Anblick seiner Façade und verliehen dem Bau etwas düstermelancholisches. Der eine Flügel war zerfallen, sein Gemäuer war mit grünem Moos bewachsen und bildete einen bevorzugten Aufenthalt für Dohlen und Eulen, die sich vornehmlich in einem alten,

runden Thurm genistet hatten, der am Ende des Flügels wie ein Wächter stand, um die alten Keller, in denen sich Kohl und Kartoffeln befanden, mit griesgrämiger und trotzig-komischer Geberde zu beschirmen.

Der andere, etwas besser gehaltene Flügel, auf dessen Dach sich ein modernes Belvedere erhob, enthielt die Nester für die gestrenge und gutgepuderte Dienerschaft Seiner Lordschaft. Auch ich, Hauslehrer des Lords, hatte hier mein liebes Nestchen mit gut englischer Ventilisation und hartem Matratzenbett; die Fenster gingen auf den hinter dem Schlosse gelegenen Park hinaus, dessen alte Bäume mein bescheidenes Zimmer beschatteten.

Der mittlere Flügel war das Herrenhaus und befand sich in gutem, restaurirtem Zustande, enthielt Bibliothekzimmer, die Gesellschaftsrooms, die Parloors und die Wohnzimmer der altadeligen Familie.

Die Hauptperson des Schlosses war der Lord, der mich bezahlte; ein echt englischer Typus, sehr aristokratisch, sehr reich, sehr zeremoniös, sehr steif und sehr kurz angebunden. Wen er bezahlte, der war sein Diener, und wen er von seinen Dienern besonders gern sah, den nahm er mit auf die Jagd. Ich hatte die Ehre, mit Seiner Lordschaft öfter jagen zu dürfen. Seine Gemalin war mit ihm

etwa in gleichem Alter; ihr edles Haupt zählte ein halbes Jahrhundert, welche Zeit sichtlich ihre Nase bis zu jenem Kolorit kultivirt hatte, wie ihn die Rothhäute besitzen; sie mochte Gesundheit repräsentiren, diese schöne, dicke, rothe Nase; aber die Pflege mit starkem Scherry und Portwein hatte sicherlich auch dem begünstigten Gliede reichliches Kupfer zugeführt. Mylady war eine schottische Gräfin von Geburt und ich stellte sie mir immer als die Großmutter Rob Robin's vor; sie war sehr nervös, litt viel an Ohnmachten und lief nie zu Fuß, obgleich sie große Füße wie eine Schweizerin hatte; auch habe ich sie niemals lächeln, geschweige denn lachen gesehen.

Das Resultat dieser Ehe war ein Kinderkleeblatt, welches jetzt meiner speziellen Pflege übergeben worden war. Es bestand aus einer sechszehnjährigen Miß von der lieblichsten Schönheit, welche jemals Albions bleiche Sonne mit hochblonden Locken und Milchwangen, mit blauen Augen und prächtigen Zähnen gereift hatte; einem nicht minder schön gebildeten Mädchen im Alter von vierzehn Jahren, welches nach dem bösen Beispiel der Mutter häufig Liebhaberei für Ohnmachten bezeigte, und aus einem kleinen, boshaften Lord von eilf Jahren, der, statt seiner aufgegebenen Arbeiten, die Schreibhefte voll Männerchen mit spinnedürren Beinen und fürchterlichen

Nasen zu garniren pflegte; infolge dieser sichtlichen Begabung für den Pinsel, mußte ich auch der Lordschaft junior zwei Stunden Zeichnenunterricht besonders ertheilen.

Die übrigen Bewohner von Threeanglehouse waren eine alte, gutmüthige, aber sehr schwer hörende Gouvernante für die Kinder; ein alter, ergrauter Diener, der wie zur Familie gerechnet wurde; einige Kutscher, Lakaien, Köchinnen, Mägde und ein gestrenger, stets mit der Amtsmiene umherwandelnder Kastellan.

Die Glückseligkeit eines Hauslehrers bei einem englischen Lord ließe sich bis ins Endlose schildern. Vor allem vindizirt sie ihm eine duldende Lakaiennatur, denn der Hauslehrer hat keinerlei Vorrechte vor dem Kammerdiener; er ißt mit diesem an demselben Tische, rangirt bei allen Gelegenheiten neben dem Hausbedienten und ist nur darin bevorzugt, daß er nie anders als in Frack und saubrer, weißer Wäsche zu erscheinen hat. Es bedurfte einiger Wochen, ehe ich mich dareinfand, nicht mehr über die Gleichstellung mit den Bedienten im geheimen zu murren.

Den Herrn Lord bekam ich nur des Sonntags nach dem Gottesdienst zu sehen. Alsdann pflegte mich derselbe nach seinem Parloor zu rufen und Rechenschaft über die Aufführung und Leistungen

seiner Kinder zu begehren. Gemeinhin erklärte ich mich stets für sehr befriedigt und hütete mich wohl, irgendwelche Beschwerde zu führen, die nur sehr nachtheilig für mich werden konnte. Als ich einst mich über die Bosheiten des jungen Lords beschwerte, bestrafte Seine Lordschaft allerdings seinen Erben mit Entziehung des sonntäglichen Mittagsbrotes; aber er fand es gleichwohl sehr impertinent von mir, daß ich ihm die Fehler seines Sohnes angebe, und Mylady machte mir mehrere Tage lang darüber ein bitterböses Gesicht. Seit dieser Zeit unterdrückte ich jede Beschwerde, die ich zu führen wohl Gelegenheit hatte.

Eine gewisse Selbstständigkeit gönnte man mir nur in den Unterrichtsstunden. Die alte Gouvernante wohnte denselben regelmäßig bei, aber schon nach wenigen Minuten pflegte sie in ein gesundes Schnarchen zu verfallen.

Zuweilen ging eine leise Verwunderung darüber durch meinen Sinn, daß der edle Lord mir seine Töchter mit so großem Vertrauen empfohlen hatte. Am Ende war ich doch noch jung, und nach der Herstellung von meinen Strapazen wieder so jungfeurig, daß ich junge Mädchen, die wie Rosen blühten, über alles liebte. Freilich traut ein englischer Vollblut einer plebejischen Hauslehrernatur keinerlei Empfindungen zu, und am allerwenigsten

hält er es für möglich, daß eine so gedrückte Proletarierseele irgendwelche Gefühle für Sprößlinge seiner Race zu hegen wagen dürfe. Leider hatte sich der Lord in meiner Natur geirrt; ich war kühn genug, Empfindungen zu hegen und schreckte keinesweges vor der Impertinenz zurück, eine Tochter Lord H....'s für reizend und in gewissen Momenten sogar für göttlich zu halten.

Miß Eveline, die älteste Tochter Seiner Lordschaft, hatte meine ganze Natur, die nur mit Gewalt in dem Joche der Hauslehrerschaft ging, revoltirt und um keinen Preis der Welt hätte ich in meiner trostlosen Stellung diese zärtliche Empfindung aus meiner Brust reißen können. Ihr vor allem gab ich mit Eifer Unterricht und benutzte die französischen Stunden dazu, ihr einen ganzen Katalog der Liebe erlernen zu lassen. Indessen war ich unwillkürlich durch meine Stellung schüchtern geworden; ich war so blöde, wie ein Junkersohn, der eben aus der Provinz kommt, und erröthete selbst, wenn ich in den Himmel von Evelinens Augen blickte, als hätte ich noch niemals einem hübschen Gesichte gegenübergesessen. Meine reizende Schülerin hatte jedoch keine Ahnung von den Gefühlen, die ihren Hauslehrer bewegten; sie hätte eine solche Erscheinung wahrscheinlich für gar nicht möglich gehalten und verläugnete ihr aristokratisches Blut keineswe-

ges. Ich selbst hütete mich wohl, irgendetwas von der Impertinenz meiner Empfindungen merken zu lassen, sondern begnügte mich, aus langer Weile und Liebesnoth Verse auf meinem Zimmer zu machen, von Eveline zu schwärmen und zum Zeitvertreib aus ihr ein Ideal meiner Hoffnungen zu formen. Begleitete ich sie mit ihrer Schwester Alice und mit der alten, niefehlenden Gouvernante zum Pfarrer des nächsten Dorfes, den sie sehr häufig besuchten, so führte ich sie am Arme, fand die alten Bäume und die grünen Wiesen, die lieben Ochsen und die dummen Hammel über alles schön und schwärmte dermaßen, daß Eveline oftmals laut auflachte und sagte:

„O, Sir, was sprechen Sie für Unsinn!"

Sollte man es wohl glauben, daß ich entzückt war, wenn sie dieß gefunden hatte? —

Der Sommer war zu Ende, als Lord H.... mit seiner Gemalin und dem jungen Lord eine Reise nach Schottland unternahm, um die Gräfin G...., die Schwester Mylady's, auf einige Wochen zu besuchen. Die festgesetzte Zeit der Abwesenheit verstrich jedoch, ohne daß der Lord, die Lady und der junge Erbe zurückgekehrt waren. Allmälig bemächtigte sich der zurückgebliebenen Bewohner von Threeanglehouse eine mit jedem Tage wachsende Unruhe, bis diese endlich durch ein Schreiben Seiner Lordschaft

beschwichtigt wurde, welche meldeten, daß Dero Gemalin, kaum auf den Besitzungen ihrer Schwester angelangt, arge Krankheitsanfälle bekommen und an eine Abreise vorläufig gar nicht zu denken sei. Zugleich befahl der Lord, daß mit Ausnahme des Kastellans, seiner tauben Frau und dem lieben Vieh, alle Bewohner von Threeanglehouse sogleich nach Schottland zu den Gütern der Gräfin G . . . . abreisen sollten.

Diesem Befehle gemäß, der sich natürlich auch auf mich bezog, rüsteten sich die Töchter des Lords schnell zur Abreise und schon am nächsten Tage nach Empfang des Schreibens verließen wir das ehrwürdige Schloß, dessen Mauern und Ulmen ich nicht wiedersehen sollte.

Zuvörderst schlugen wir den Weg nach Liverpool ein, um von dort aus mit einem Schiffe unser Reiseziel zu erreichen; es war dieß sowohl der nächste als auch bequemste Weg, den wir wählen konnten.

Die Besitzungen der reichen Gräfin G . . . ., der Schwägerin des Lords, auf welchen sich dieser mit seiner erkrankten Gemalin zur Zeit befand, lagen hart an der Nordküste Schottlands, auf jener schmalen und gebirgigen Landzunge, die sich von Inverrary südwärts bis zur Insel Arran erstreckt

und die romantische Clyde-Bay bildet, deren Klippen und Riffe die gefährlichsten des ganzen Nordkanals zwischen Irland und Schottland sind. Dampfschiffe unterhielten zu damaliger Zeit noch keine Verbindung zwischen Liverpool und jener, durch ihren Reichthum an Fischen berühmten Bay; so mußten wir denn ein Segelschiff miethen, welches an einem klaren und kalten Herbstabende den trüben Golf von Merecambe durchtanzte.

Schon am nächsten Tage jedoch erhob sich einer von jenen anhaltenden und vorher selten erwarteten Stürmen, welche die irische See immerdar zu einem der unangenehmsten und gefahrvollsten Gewässer machen. Bald setzte sich ruckweise ein eisiger Wind in die Segel des Schiffes und zerzauste heulend die Takelage; die schwarzen Fluten leckten an den Bord des Schiffes und überfluteten dann mit ihren Kronen von weißem Gischt das Deck, wo sie wie wahnsinnig diese Kronen abschüttelten, um sie mit einer neuen Wellenflut herunterzuschlagen. Dem kleinen, machtlosen Schiffe wurde von dem wilden Elemente schwer mitgespielt; bald schien es mit dem Bugspriet den Himmel mit seinen grauen, zerrissenen Wolken zu spießen, bald glaubte man, es wolle sich fest in den Grund des Meeres rennen. Segel und Tauwerk waren eingerefft und machtlos jede Anstrengung des Steuers:

das arme Schiff wurde wie ein Ball geworfen und gefangen.

Mehr wie sonst stellte sich nun auch bei den Passagieren jenes diabolische Gefühl in der Magengegend ein, welches schlechthin Seekrankheit genannt wird, aber die Leiden aller Krankheiten zu umfassen scheint. Athem und Luft vergehen dem Sterblichen, wenn das Schiff mit dem Bugspriet in die Wolken rennt, und der entsetzlichste Kitzel quält die Magendecke, sobald das Schiff in den Grund schießt. Man wird resignirt; hat kein Gefühl gegen Wetter, Wind und Wasser, wünscht sich den Tod unter jeglicher Gestalt, legt sich verzweifelt auf dem Decke nieder und läßt die Elemente willenlos und widerstandslos mit sich spielen.

Auch ich war nicht gelehrter wie die übrigen Passagiere und lag in der gemeinsamen Verfassung an der Brüstung des Decks, um still vor mir hin über mein Loos zu jammern. Getreu meiner Stellung hatte ich mich neben des Lords Töchter gestreckt, welche in der verzweiflungsvollsten Kolik waren und denen keiner Hilfe und eine doch nur vergebliche Unterstützung spendete. Die alte Gouvernante stöhnte in der Kajüte und der alte Diener war gänzlich mit sich in Verfall. In dieser für alle so kläglichen Lage hatte ich mir allein einige Energie bewahrt und

zwar, weil meine leidenschaftliche Liebe zu Eveline, die neben mir lag, noch über die Seekrankheit ging.

Die beiden jungen Mädchen waren fast sinnlos vor Uebelkeit und Schmerzen. Sie achteten nicht, daß die Wellen sie bespritzten und alle ihre Mäntel und Kleider vollständig durchnäßten; sie beobachteten keine, sonst so strenge aufrecht erhaltene Ordnung ihrer Toilette, sondern ließen widerstandslos und ohnmächtig den Sturmwind mit ihren Kleidern spielen.

Mit ängstlicher Sorgfalt bemühte ich mich, das auffliegende Kleid Evelinens auf ihrem Stiefel festzuhalten, während ich nicht daran dachte, mit eben solcher Aufmerksamkeit das freigewordene Bein Alicens wieder zu bedecken; ich rechtfertigte mich selbst damit, daß ich genug zu thun glaubte, wenn ich nur einen indiskreten Blick auf das schöner geformte Bein der älteren Schwester verhinderte. Der Sturm wüthete immer mehr und in Harmonie mit seiner verstärkten Gewalt vermehrte sich auch das Leiden der beiden Schwestern. Ich hatte mitleidig den Kopf der geliebten Schülerin in meinen Schooß gelegt, da sich die Unglückliche bei ihren verzweifelten Bewegungen denselben verwundet haben würde.

Plötzlich krachte das Schiff. Ein gellender Schrei tönte aus dem unteren Raum herauf. Der Kapitän selbst blieb einen Augenblick bestürzt, dann aber

befahl er, den Nothschuß zu lösen, dessen dumpfer Knall auch bald durch das ihn übertönende Gekrach der Wogen dröhnte. Wir saßen auf einer Klippe fest. Die Passagiere waren durch diese äußerste Gefahr aus ihrer Resignation gerissen worden und erfüllten die Luft mit Jammergeschrei; Eveline aber und Alice blieben wie besinnungslos neben mir liegen, während ich halb vor Frost, halb vor Angst zitterte und bebte.

Zum Glück befanden wir uns ganz dicht bei der Insel Arran, auf der man unser Signal und die Laterne am schwankenden Mast wahrgenommen hatte. Bald kämpften sich denn zwei Lootsenboote durch die schäumende Wellenflut und klammerten sich an unser Schiff. Ein allgemeines Drängen fand auf den Treppen statt, die vom Deck des Schiffes nach den Lootsenbooten herabgelassen wurden; jeder wollte der Erste sein, und die Angst um das Leben, die verzweiflungsvolle Furcht, nicht schnell genug gerettet werden zu können, ließen nicht allein jeglichen sich ausschließlich mit sich selber beschäftigen, sondern behinderten auch eine, bei ruhigerer Stimmung leicht einzuführende Ordnung und Sicherheit beim Verlassen des Schiffes. So aber suchte jeder dem Anderen zuvorzukommen und keiner gab sich die Mühe — im Egoismus und in der Angst, sich selbst zu retten — an eine Unterstüz-

zung anderer zu denken. Auch ich hatte gleich beim Anlegen der Lootsenboote mich dem Ausgange zugedrängt; unbekümmert um Alice, hatte ich die ohnmächtige Eveline in meine Arme genommen und stieg, behindert von einzelnen Verzweifelten, die sich an mich klammerten, und gestoßen von den Geängstigten, mit Lebensgefahr die Treppe hinab; mehr wie einmal war ich nahe daran gewesen, mit meiner theuren Last in die schwarze, schäumende Flut zu stürzen.

Endlich waren sämmtliche Passagiere und die Mannschaft in den Booten untergebracht, und auch Alice, mit der ich selbst mich nicht hatte bedürden können, war von den Matrosen in das Boot geschafft worden. Mit Gefahren, aber ohne Unfall, erreichten wir die Küste und überstanden die unglückliche Nacht in den elenden Fischerhütten des Strandes, wo sich ein Jeder bemühte, seine Kleider zu trocknen.

Am anderen Morgen hatte sich der Sturm vollständig gelegt; das Meer schaukelte sich immer matter nach dem Kampfe und die Sonne brach durch die flüchtenden grauen Wolken. Die Passagiere waren wieder wohler, wenn auch angegriffen, und hatten meist vermocht, ihre Garderobe zu wechseln, da sämmtliches Passagiergut gerettet worden und das Schiff selber dem Untergange entronnen war.

Eveline, welche ich nach dem Betreten der Küste einer Fischerfrau übergeben hatte, kam bleich aber schöner denn je, auf mich zu und dankte mir erröthend für meine ihr geleisteten Dienste. Sie hatte keineswegs, wie ich vermuthete, die Erlebnisse der Nacht ohne Bewußtsein durchgemacht, sondern schien jede meiner Handlungen in halber Ohnmacht geduldet zu haben. Wie dieses schöne, in Verlegenheit erröthende Mädchen so vor mir stand, da vermochte ich nicht, länger meine Gefühle zurückzuhalten, sondern gestand der Geliebten, wie theuer sie mir sei und wie glücklich eine Erwiederung meiner Liebe mich machen würde. Das Geständniß muß um so rührender geklungen haben, als ich die englische Sprache doch nur unvollkommen in Gewalt hatte und mir bei dieser Gelegenheit die Worte mehr denn sonst fehlten. Miß Eveline senkte tieferröthend ihr Antlitz; sie sprach kein Wort; aber sie überließ mir willig ihre reizende Hand und zog sie nicht zurück, als ich sie entzückt drückte und das holde Mädchen in meine Arme schloß. So geschehen am Strande der Clyde-Bay, bei Sonnenschein und Meeresmurmeln. —

Es war bereits Abend, als wir die Besitzungen der Gräfin G...... erreichten. Ich war überglücklich und begrüßte den zum Empfange seiner Kinder anwesenden Lord mit dem geheimen Gedan-

ken, daß er bald mein sehr ehrenwerther Schwiegervater sein werde. Seine Lordschaft, welche dieß von mir ihm zugedachte Glück nicht ahnten, nahmen vorläufig keine Notiz von mir, sondern benahmen sich ganz so wie sonst und als ob ich nur ein Hauslehrer sei. Ich versprach mir nicht wenig von seiner Dankbarkeit und hoffte, in vollem Jubel von ihm als Eidam begrüßt zu werden, ein Gruß, der hinsichtlich der klingenden Mitgift viel Reiz haben mußte. Kaum waren wir denn im Herrenhause angelangt, als ich meiner Sehnsucht anständige Schritte verlieh und in das Vorzimmer des Lords trat. Ich ließ mich dem gnädigen Herren melden, um nichts geringeres, als die Hand seiner Tochter, seinen Segen und sein Geld zu erbitten.

Seine Lordschaft empfingen mich mit der gewohnten Abgemessenheit. Mein stolzer Muth mußte in diesem entscheidenden Augenblicke einen Anfall von Schwäche bekommen haben; denn er half mir nicht; verlegen und bangend stand ich denn vor dem Lord, wußte kein Wort zu sagen, und drückte meine Finger wie ein ausgescholtener Schuljunge entzwei. Das einzige Mittel, mich zu ermuthigen, bestand darin, daß ich die Augen zumachte. Sobald ich nun nichts mehr sah, fing ich an zu stottern, machte sehr viele Aeh! Aeh! titulirte sehr

oft, entschuldigte mich bei jedem Worte und war, ich weiß nicht wie, endlich mit Hilfe der schlecht konstruirtesten Sätze mit dem Geständniß meines Herzens fertig.

Als ich endlich genug gesagt hatte, erlaubte ich mir ganz still zu schweigen. Seine Lordschaft, welche bisher auch sehr still gewesen waren, erhoben sich nun von Dero Stuhl, geruhten sich mit aller Seelenruhe die Nase zu schnauben und fragten dann:

„Sie kommen also um die Hand von Miß Eveline zu bitten, Sir?"

„Ja, Mylord; ich .... liebe sie," stotterte ich und mein Herz schwelgte in Hoffnungen.

Der Lord trat nun auf mich zu, legte seine Hand auf meine Schulter und sagte sehr ruhig:

„O Sir, Sie sind sehr verrückt!"

Dann lachte er laut auf und ging zum Zimmer hinaus.

Ich aber stand da wie versteinert und fühlte nur meine Romantik mit Kettengerassel an die Rippen hinunterfahren; mein Mund stand weit offen und hauchte den letzten Seufzer der romantischen Schwärmerei aus; dann weinte ich vor Zorn und lief auf mein Zimmer, um die fürchterlichsten Entschlüsse ins Werk zu setzen.

Kaum eine Stunde später brachte mir der Diener einen Brief. Er war vom Lord.

‚Sir!‘ schrieb er mir, ‚ich habe von meiner Tochter gehört, welche edlen Dienste Sie ihr erwiesen haben. Ich danke Ihnen mit warmer Erkenntlichkeit dafür, wie auch Miß Eveline. Nur bedauere ich, daß die Umstände mich zum Abbruch des bisherigen Verhältnisses nöthigen. Mit den innigsten Glückwünschen für Ihr Wohl und den Gefühlen der Anerkennung Ihrer als Hauslehrer bewiesenen Thätigkeit, habe ich die Ehre, Sir, zu zeichnen Lord H . . .‘

Diesem vernichtenden Inhalte waren zum Troste zehn neue Zehnpfund-Noten beigefügt. Natürlich verstand ich Seine Lordschaft vollkommen.

Zuerst lief ich nun in der größten Verzweiflung auf und ab. Dann wollte ich noch einmal den Lord zu sprechen suchen und, wenn er sich ferner weigerte, mir die Hand seiner Tochter zu geben, wollte ich Eveline sprechen und sie bestimmen, sich entführen zu lassen und nach Gretna-Green mit mir zu fliehen. Da ich diese Idee bald fahren ließ, wollte ich dem Lord seinen Brief und sein Geld zurückschicken und ihm zum Aerger an einer alten Buche, seinem Fenster gegenüber, mich aufhängen. Endlich jedoch beruhigte ich mich, fand den Gedanken des Aufhängens sehr albern und kam zu dem

Bewußtsein, daß ich zu den andern dummen Streichen in meinem Leben nicht noch diesen hinzufügen möge.

„Farewell, Eveline!“ rief ich aus; erdrückte alle Romantik der Gefühle, brachte sie zu Bette, und griff lebhaft nach den neuen Zehnpfundnoten. Dann nahm ich meine Reisetasche, löschte mein Licht im Zimmer aus und verließ heimlich den Herrenhof, die Liebe, die Hauslehrerschaft und die kühne Hoffnung auf Eveline, um die Hochgebirge von Schottland zu durchstreifen.

Im Laufe des Jahres 1857 erscheint der zwölfte Jahrgang vom

Album.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Mit Beiträgen von

Julie Burow, Ernst Fritze, Bernd von Gusek, Karl von Holtei, Josef Meßner, Isidor Proschko, Robert Prutz, Levin Schücking und Ferdinand Stolle.

Wenn ein Unternehmen in der Bezeichnung „**Zwölfter Jahrgang**" das Zeugniß sowohl seiner steten und zunehmenden Beliebtheit wie seines gründlichen Werthes an der Stirne trägt, so ist es ihm offenbar gelungen, sich aus der drängenden, treibenden Flut ephemerer Versuche ähnlicher Art hinaus in den sichern Port der allgemeinen Anerkennung gerettet zu haben.

Diese Anerkennung auch fernerhin zu verdienen, wird unabläßiges Streben des Herausgebers sein, der sich für die zwölfte Serie des Albums eine Reihe der gediegensten und interessantesten Beiträge von den besten Romanschriftstellern des deutschen Vaterlandes gesichert hat.

Bezugsbedingungen:

1. Der zwölfte Jahrgang erscheint in 24 Bänden, wovon allmonatlich zwei ausgegeben werden. Die äußere Ausstattung wird wie bisher eine anständige sein.

2. Jeder Band, 14 bis 16 Bogen oder 220 bis 260 Seiten stark, kostet bei dem Umfange eines Bandes des gewöhnlichen splendiden Romanformates

nur 10 Neugr. oder 36 kr. rh.,

wenn man sich bei Abnahme des ersten Bandes zum Bezuge des ganzen Jahrganges verpflichtet; einzelne Bände oder Romane können nur zum doppelten Subskriptionspreise abgegeben werden.

3. Jeder Abnehmer erhält mit dem letzten —24.— Bande

als Prämie gratis

das wohlgetroffene, von Kriehuber ausgeführte Porträt nebst Biographie der so schnell beliebtgewordenen deutschen Schriftstellerin Julie Burow (Frau Pfannenschmidt).

Prag und Leipzig, Juni 1857.

Die Verlagsbuchhandlung
J. L. Kober.



Dr



Dr



